

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzelne Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Spediteure:  
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Dereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 3.

Sonnabend, den 17. Januar 1891.

V. Jahrgang.

**Aus der Woche. — Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen. III. — Was wollen die Nihilisten? III. — Vom Pierschwinkel. — Zur Emanzipation des Weibes. — Etwas vom Zukunftsstaat. — Schon wieder Klopfen. — Zur Krise.**

**Gedicht. — Novelle. — Zur kapitalistischen Entwicklung in Rußland. — Ibsen's „Hedda Gabler“. — Zur Gannerpolitik. — Zur Lage des Lehrerstandes. — Vom Reichstag. — In eigener Sache.**

### Erklärung.

In der letzten Nr. der „Volks-Tribüne“ brachte ich einen Artikel über „Die Parteiverhältnisse der französischen Arbeiter“. Derselbe beginnt: „Ueber die Parteiverhältnisse der französischen Arbeiter enthält ein Artikel von Professor Hertner im „Deutschen Wochenblatt“ einige interessante Ausführungen, denen wir folgendes entnehmen“. Aus dem Bericht des Auslages geht zwar hervor, daß ich Änderungen und Uebersetzungen vorgenommen habe, denn einem Professor wird man wohl den Standpunkt nicht zu machen können; der in den Artikel verlesen ist; da ich das jedoch in der Einleitung nicht ausdrücklich gesagt habe, so erkläre ich diese Selbstverständlichkeit hier ausdrücklich, um etwaige Einwände zu verhüten.  
P. E.

### Aus der Woche.

— In Berlin stehen ungefähr 9000 Wohnungen leer, trotzdem steigt die Miethe noch in einem fort, giebt es Menschen, die nicht wissen, wohin sie ihr Haupt legen sollen. 9000 Wohnungen stehen leer und viele Hundert arbeitsame Menschen haufen in Kellerlöchern und winddurchsausten Dachstuben, in welche ihre Hunde zu sperren die reichen Prasser sich scheuen würden. O, die kapitalistische Wirthschaftsweise ist ein Kulturelement, wie sonst nichts auf der Welt. Und überall bleibt sie sich gleich, wenn etwas international ist, so ist es das Kapital. In Altana in Westfalen besitzt der Lehrer für seine neun Personen zählende Familie eine Anstaltswohnung von einem Zimmer, der Pfarrer, ein Junggeselle, eine solche von vierzehn schönen Räumen. Ja, ja, jedem das Seine, wie es sich gehört und gebührt.

— In London sind in den letzten Tagen drei Personen buchstäblich verhungert. Zu einem der Unglücklichen kam öfter ein Missionär und las ihm gegen den Hunger einige Bibelstellen vor. Das Mittel scheint leider nicht angeschlagen zu haben. Schade, jammersehade, es wäre allüberall so billig zu beschaffen gewesen. Ein Blatt erklärt den Umstand, weshalb diese Leute nicht ins Armenhaus gingen. „Die Gefangenen im Buchthaus werden hier (England) gewöhnlich weit besser behandelt als die Armen im Arbeitshaus.“ Etwas Aehnliches sagte auch vor kurzem der Landesauschuß Schöffel im niederösterreichischen Landtage. Die Waisenkinder würden so gut gehalten, daß sie sich um die ekkigen Broden raufsten, welche aus den Schweinetrügen fielen. Er beklüdwünschte eines dieser Kinder, weil es aus dem Waisenhaus in eine Korrekptionsanstalt gekommen.

— Derselbe Mann charakterisirte die heutige „Gesellschaft“ dahin, ihre Leszen trieben vor Humanität, ihr Herz aber sei das eines Kannibalen (Menschenfressers); sein sehnlichster Wunsch sei, sie, die Gesellschaft, vernichten zu können. Und der Mann hat Recht, es giebt nichts Verlogeneres als unsere so humane Gesellschaft. Wie lange ist es denn her, daß ein Kardinal einen förmlichen Kreuzzug gegen die afrikanischen Sklavenjäger predigte? Jetzt kommt der Afrikareisende Dr. Krause und konstatiert gegen den Regierungskommissar Kraut unterm 10. Dezember 1890 folgende Thatfache: „Ich halte nochmals alle meine Angaben über die Duldung des Sklavenhandels im deutschen Togogebiet aufrecht. Von hier, Salaga, werden die Sklaven nach Togo geführt, ich sehe die Sklavenhändler mit ihrer Waare nach Togo abgehen

und von da hierher mit Schnaps, Pulver und Gewehren zurückkehren: Und da hat man sich auf der ganzen Linie über den Engländer Jameson entrüstet, der ein Negermädchen schlachten ließ, um zu sehen, wie in Afrika Menschen gefressen werden! Hand aufs Herz, Wer im heiligen Reich deutscher Nation hat denn dazu ein Recht, sich zu erküsten, wenn derartiges gebildet wird, wie es Krause erzählt?

— Die Herzens- und Gemüthsverrohung, die sichere Begleiterscheinung des ausfängenden Kapitalismus, wächst aller Orten. Der Arzt Dr. Paul Kophengit, der in Wiesbaden eine Kuranstalt für Gemüthsranke leitete, wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. In der Verhandlung kamen geradezu gräßliche Einzelheiten ans Tageslicht, wie in dieser Heilanstalt kranke Menschen behandelt wurden. Drei Kranke wurden mit einem einen Meter langen Gummischlauch windelweich geprügelt, einem anderen wurde in namenloser Weise mit dem Schlauche auf die Fußsohlen geschlagen, ein am Gehirn und Rückenmark leidender Kranker wurde noch an dem Tage geprügelt, an welchem er starb. Und was sagte der Edle, als ihm diese Schrecklichkeiten vorgehalten wurden? Er meinte, er hätte von solch' einer Behandlung eine Besserung erwartet. Dieser Gummischlauch in der Heilanstalt bildet das denkbar beste Gegenstück zu jener politischen Knute, die zwölf lange Jahre als Sozialistengesetz über dem Rücken des gedrückten Proletariats tanzte. Auch Bismard hatte ja „Besserung“ erwartet. Sie ist auch eingetreten, freilich in einem anderen Sinne. Das deutsche Volk ist einen seiner größten Bedränger los und freut sich dessen. Daran ist nichts zu ändern, und mag sich der Alte im Sachsenwalde auch noch zehnmal ausbeuern\*) lassen.

— Der Präsident der Republik Chile, Palmaeceda, scheint sich an dem größten Staatsmann deutscher Zunge ein Muster genommen zu haben: Er hat Minister nach seinem Herzen ernannt, die widerspänstige Kammer nach Hause geschickt und das ihm nicht bewilligte Budget sich selbst teigesezt. Das war sehr einfach. Das Volk aber, das nicht im Besitz deutscher Geduld und Langmuth ist, machte es eben so einfach, es erklärte ihn für abgesetzt. Denkmals wird nun der Herr Ex höchstwahrscheinlich keines bekommen, vielleicht aber ein Grabkreuz. So verschieden sind Menschen und Sitten.

— Der Säbel haut. In Fürstenwalde wurde in der Nacht ein Buchdrucker von drei Einjährigen und einem Fähnrich des 3. Ulanen Regiments nach kurzem Wortwechsel niedergebauen und auf der Straße verwundet liegen gelassen. Und das nennt sich Vaterlandsvertheidiger!

— Auch in der Armee der vereinigten Staaten von Nordamerika scheint das Avancement in den letzten Jahren kein besonders gutes gewesen zu sein. Nun ist man eben daran, diesem Uebelstande durch einen Vernichtungskrieg gegen die Indianer abzuhelfen. Von Land zu Land hatte man sie im Laufe der Jahre gedrängt, die Agenten der Regierung beschwindelten sie nach Noten, wo sie nur konnten. Jetzt haben auch nach ihrer letzten Zufluchtsstätte die gierigen Landpekulanten und Profit-schächerer ihre Fänge ausgestreckt. Sie sind im Wege, sie müssen verschwinden. Was thut es, daß sie Menschen sind. Mein Geld ist meine Ehre, sagte einmal ein bekannter Großpekulant und Börsenheiliger. Und dieser „Ehre“ muß Genugthuung geleistet werden, und sei es, daß die Erde dampft vom Menschenblut und Arbeiterschweiß.

— Der Streik der schottischen Eisenbahnangestellten wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu Gunsten der Arbeiter ausfallen. Die Unternehmer pochen zwar noch immer auf ihre Macht, aber auf die Dauer können die Fahrten von alten, gebrechlichen und gänzlich ungelerten Leuten

\*) Bemerkt ein durch die Letztseite des verrückten Buches „Rembrandt als Erzieher“ übergeschwappter Schriftsteller, der Bismard in Friedrichsruh besuchte und darüber eine Anzahl bandwurmartiger Zeilen ins Looslich.

nicht gemacht werden. Der Idealismus des Kapitalistenherzens zeigte sich auch hier wieder im hellsten Lichte. Mitten im strengsten Winter und gar zu Weihnachten, „dem Feite der Liebe“, wurden diejenigen Streikenden, welche in den Häusern der Eisenbahngesellschaften wohnten, auf die Straße geworfen.

— Zweihundert- und zehn Geheimmittel wurden durch das Berliner Polizeipräsidium verboten. Es lebe die ehrliche Arbeit und der im Schweiß des Angesichts erworbene Reichthum.

— Die preussischen Abgeordneten sind wieder einmal beisammen und tagen. Es soll ja in Kürze der große Kampf um die Landgemeindeordnung gelämfyt werden. — Die wichtigste Vorlage für den Arbeiter ist die betreffs Vermehrung der Zahl der Gewerbe-Inspektoren. Innerhalb von vier Jahren soll es über 100 derartige Beamte in Preußen geben, darunter 26 Regierungs-Gewerbe-Beiräte und 97 Gewerbe-Inspektoren. Dazu kommen noch 40 Gewerbe-Inspektions-Assistenten, welche aber nicht fest angestellt werden. Erforderlich sind hierzu 758 720 Mark. Vermuthlich deshalb läßt man sich mit der vollständigen Durchführung dieses Planes vier Jahre Zeit, die angegebene Summe ist für einen Staat wie Preußen wahrhaftig — ungeheuer.

— Einem Berliner Staatsanwalt wurde der Pelz aus dem Gerichtsgebäude gestohlen. Da drüber könnte man weinen.

— Vaterchen hat seinen lieben Bobedonoszew zum Minister gemacht. Das bedeutet die vollständige Abgabe an den Kulturfortschritt Europas, die krasseste Reaktion in Rußland und eine halbe Kriegserklärung an die bürgerliche Welt. Die russische Gefahr wird immer drohender, die Barbarei enthüllt jetzt ihre Gelüste ganz unverschämt. Wird das noch kein Grund sein, unsere Politik zu verlassen und uns an Frankreich anzuschließen, um dem Moskowitertum die Stirn bieten zu können? Oder ist man vielleicht ganz zufrieden, weil man den Bluthund an der Newa hofft auf die Arbeiter hegen zu können, wenn es nöthig sein sollte?

### Der Grundbesitz und die Lage der ländlichen Arbeiter-Bevölkerung in der preussischen Provinz Posen.

III. (Schluß).

J. E. P. Der Gesinde Lohn wird selbstverständlich vierteljährlich postnumerando ausgezahlt. Statt mit Freuden auf den Lohntag zu warten, sieht der Mann mit Hängen und Bangen dem Quartalschlusse entgegen; vielleicht hat er einige Eggejunken oder ein Hufeisen oder sonst irgend etwas von dem ihm übergebenen Inventar verloren oder zerbrochen; oder er hat sich einmal an einem Sonntage beim Kirchgange oder zum Jahrmart betrunken, oder es sind gar seine Hühner oder Gänse, sein Schwein oder seine Kuh auf das herrschaftliche Feld übergetreten. Selbstredend hat der arme Mensch für alle diese Vergehen zwar gleich, wenn er dabei getroffen, also auf frischer That, seine Strafe in den maßloseten und ehrenrührigsten Beschimpfungen, sowie in Schlägen erhalten; aber er weiß nicht, ob ihm der „gnädige Herr“ nicht außerdem noch eine Geldstrafe dafür aufbrummt. Dies geschieht in zehn Fällen sicher neun Mal, und häufig genug werden den Leuten 3 bis 6 Mark von ihrem Lohn in Abzug gebracht. Empört sich das Herz des Mannes aber gar gegen diese Willkür, so erhält er zunächst in Gegenwart seiner Kameraden, da es dann heißt: „Der Kerl ist noch frech und unverschämt“, einige tüchtige Hiebe und kann außerdem, falls er dann noch zu muden wagt, gewärtig sein, ohne Weiteres aus dem Dienst gejagt und sans façon mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf die Straße geworfen zu werden. Das wissen die Leute nur zu gut, sie schweigen daher, ergeben sich mit wahrhaft türkischem Fatalismus in ihr

Schicksal und suchen sich für das, was „der Herr“ ihnen von ihrem Lohn abgezogen, durch Stehlen zu entschädigen. — Außerdem tritt noch eine Verkürzung des Lohnes im jährlichen 12 Mark ein, wenn der Knecht, wozu er sich beim Miethen verpflichtet mußte, nicht einen Dienstboten, den er natürlich selbst lohnen und befüttern muß, täglich gegen einen Tagelohn von 5 Pfennigen weniger, als die freien Arbeiter im gleichen Alter erhalten, zur Arbeit schickt, wogegen es den Brotherrn jederzeit freisteht, diese Leute ohne irgend welche Beschäftigung zu lassen.

Die Wohnung der Leute ist der übrigen Verhältnisse würdig. Sie besteht aus einer Stube von 18 bis 20 Fuß Länge, 15 bis 18 Fuß Breite und 7½ bis 10 Fuß Höhe und einer dunkeln Kammer, in der der Dienstbote des Knechtes schläft und in welcher die Vorräthe an Deputat, die Handmühle und allerlei Geräthel aufbewahrt werden. Die Wohnstube wird von Vater, Mutter und Kindern bewohnt; es ist jedoch nichts Seltenes, daß trotz aller polizeilichen Verbote, noch eine zweite Familie in diesem Raum untergebracht wird. Das geschieht gewöhnlich dann, wenn sich ein Kind verheirathet. Die jungen Eheleute bleiben dann bis zur Geburt des ersten Kindes bei ihren Eltern und theilen mit ihnen die Wohnung.

Die schon oben bei der Besprechung der Lage der Gärten ausgesprochene Annahme, daß eine Familie dieser Leute gemeinhin aus mindestens sechs Personen besteht, wird derjenige, der den Kindersegen dieser Parias kennt, wohl nicht zu hoch berechnet halten, es kommt daher, wenn wir nach obigen Angaben den Rauminhalt der Stube mit 2075 bis 3600 Kubikfuß berechnen, bei sechs Personen auf jede Person ein Raum von 337,5 bis 600 Kubikfuß, oder bei acht Personen ein solcher von 270,6 bis 450 Kubikfuß pro Kopf.

Der Fußboden besteht meistens aus gestampftem Lehm, nur in seltenen Fällen ist derselbe mit gebrannten Ziegeln ausgelegt; ebenso sind die Wände aus Lehm aufgeführt. Etwas höher in der Wand werden mit Stroh oder alten Lumpen nothdürftig verputzt; das einzige Fenster, welches nicht einmal geöffnet werden kann, wird mit Papier verklebt, wenn eine Scheibe zerbricht. Auf einzelnen Gütern im Kasernensil neuerbaute Gefindehäuser sind freilich in jeder Beziehung besser ausgestattet.

Das Brenn- und Heizmaterial, welches den Leuten geliefert wird, besteht meistens aus grünen Ästen und Reisigholz, häufig auch Torf, der im Bruche oft nicht einmal gehörig ausgetrocknet ist. Daß diese Materialien schlecht brennen, das ganze Gemach mit einem undurchdringlichen Rauch und Qualm anfüllen und dadurch namentlich bei Kindern höchst bedenkliche Augenentzündungen hervorrufen, ist selbstverständlich; man sieht daher oft, daß die Leute, um diesem Ungemach zu entgehen, das Brennmaterial durch gestohlene, oft sehr werthvolle Inventariestücke, namentlich an Kuchholz, komplementiren. Nur zu häufig kommt es vor, daß die „gnädigen Herren“ zwar den Rauchfangkehrer für ihre Gefindehäuser bezahlen, aber sich nicht im Mindesten darum kümmern, ob die Schornsteine auch wirklich gesetzt werden und dann noch eine Familie, die durch den Rauch fast erstickt ist, bestrafen, „weil sie sich aus Faulheit durch Liegen im Bette einen guten Tag machen wollen“.

Was die vom Besitzer dem Mann zu liefernden Naturalien anbelangt, so muß jeder Sachverständige zugeben, daß der Ertrag von einem Morgen mit 75 Scheffeln bzw. Zentnern Kartoffeln sehr hoch berechnet ist. Der Acker soll zwar nach der Verabredung beim Engagement gedüngt sein. Dies geschieht jedoch in ganz unzureichender Weise, da drei bis vier Fuder Dünger das gewöhnliche Quantum sind, welches darauf verwendet wird; außerdem findet das Steden, da die Leute keine Zeit haben, oft erst dann statt, wenn die Kartoffeln des Outsheren schon lange in der Erde sind. Die 4000 Pfund, welche nach unserer Annahme von 108 Quadratruteln geerntet werden, ergeben pro Tag 10,9 Pfund, als Nahrungsmittel für sechs Personen.

Daß die Herren Besitzer ihren Leuten das zustehende Getreide nicht in bester, marktfähiger Qualität liefern, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, und kann man daher den Roggen mit 75 Pfund pro Scheffel, den Weizen gleichfalls mit 75 Pfund, die Erbsen mit 85 Pfund und die Gerste mit 68 Pfund pro Scheffel annehmen; es ergeben also:

14 Scheffel Roggen à 75 Pfund	1050 Pfund
4 „ Weizen à 75 „	300 „
2 „ Erbsen à 85 „	170 „
4 „ Gerste à 68 „	272 „
zusammen 1792 Pfund	
oder pro Tag 4,96 Pfund	

Hinsichts der Positionen „Hühner und Gänse“ ist zu bedenken, daß das Halten der Gänse nur geduldet wird; sie schweben in steter Gefahr, bei etwaigem Feldschaden vom „gnädigen Herrn“ oder dessen Beamten erschlagen, erschossen oder von den Hunden zerrissen zu werden. Außerdem hat der Brotherr noch obenein das Recht von den großgezogenen Gänsen sich die fünfte als Tribut auszuwählen. Wie bei der Einheimung dieses Tributs von Gänsen verfahren wird; darüber kann ich ein recht artiges Hühnchen mittheilen: Der „Gnädige“ wollte eines Tages seinen Tribut an Gänsen von seinen neunzehn Gefindeleuten, bei denen er das kalte dieser Thiere geduldet hatte, erheben und ließ da ihm das Ausschauen derselben bei den einzelnen Leuten zu langsam und zeitraubend erschien, sämtliche Heerden zusammen-treiben, suchte sich dann, als dies geschehen war, aus den 150 Stück 30 Stück der fettesten Gänse aus und überließ dann den neunzehn Parteien, wie sie unter sich mit der Repartition des erlittenen Verlustes fertig wurden.

Beim Miethen wird den Leuten versprochen, daß ihre Kuh in freiem Futter gehalten werden soll. Natürlich erhält das Thier nicht dasselbe Futter, wie die herrschaftlichen Kühe. Im Sommer werden die Kühe der Gefindeleute nicht auf dieselbe Weide, sondern auf saure, zumeist Waldweiden getrieben. Die Folge ist, daß bei den Kühen verschiedene Krankheiten z. B. Blutharnen u. s. w. eintreten, sowie ein fast gänzlich Ausbleiben der Milch. Im Winter müssen die armen Thiere jedes Kraftfutter entbehren, denn der Herr läßt ihnen nur Strohhäufel mit Spreu vermischt, reichen, während seine Kühe Strohhäufel mit Getreideschrot und Heu bekommen.

Der Gerechtigkeit wegen muß noch erwähnt werden, daß jedem Kuhbesitzer noch die Nutzung des in den Feldgräben wachsenden Grases von seinem Herrn zugewiesen wird.

Wir kommen nun zu der Frage: „Wie kann unter so kläglichen, wahrhaft traurigen Verhältnissen eine Familie ihr Dasein fristen?“ und müssen dieselbe dahin beantworten, daß sie sich wenigstens das, was sie zum Leben unumgänglich notwendig gebraucht, hinzuschleift — sie thut das auf ungeschickliche, was der Herr auf geschickliche Weise thut.

Daß die ländliche Arbeiterbevölkerung — der weitaus größte Theil derselben ist, wie erwähnt, polnischer Nationalität — auf eine unglücklich niedrigen Bildungsstufe stehen, haben wir schon weiter oben erwähnt. Diese Leute sind wahrhafte Heloten; sie sind seit Generationen in dieser Weise behandelt worden und wissen traditionell, daß sie nur in höchst seltenen Fällen oder niemals Recht bekommen; sie glauben daher auch zum allergrößten Theil garnicht, daß es Geseze giebt, die sie gegen Bedrückung und Willkür seitens der „gnädigen Herren“ schützen. — Der Pfarrer und der Lehrer, die beide sie über ihr Recht aufklären könnten, thun das nicht und helfen ihnen auch nicht, der erstere schon deshalb nicht, weil er mit dem „gnädigen Herrn“, mag dieser katholisch, evangelisch oder jüdisch sein, verkehrt, letzterer aber, da der Outshere, wenn nicht sein Schulinspektor, so doch sein Patron ist. Was eine solche Abhängigkeit zu bedeuten hat, weiß wohl jeder Lehrer.

So bildet ein stumpfsinniges und völlig gedankenloses Hinbrüten das Charakteristikum des ländlichen Proletariats in der Provinz Posen. Seine niedrige Sittlichkeit hebt sich nur schwer. So will z. B. der Gang zum Stehlen bei ihm nicht abnehmen, auch wo sich in einzelnen Fällen seine Lage gebessert hat; ebenso der Genuß des Branntweins, der einzige Tröster in ihrem Elend. In keiner Provinz, wie gerade hier, hat durch Generationen die herrschende Klasse durch maßlos eigennütigen Druck, namentlich den erzieherischen als nothwendige Waffe im Kampfe ums Dasein im arbeitenden Volke ausgebildet. Dem Herrn und dem Pfarrer etwas stehlen, ist keine Sünde, denn diese leben ja von uns“ lautet ein polnisches Sprichwort, welches auch in den Provinzen Ost- und Westpreußen, in der masurenischen und polnischen Bevölkerung bekannt ist.

Der Ultramontanismus, welcher in den letzten Jahren seine Heerde in dem sogenannten „Kulturkampf“ zum Streite für die „gefährdete Religion“ aufgerufen hat, hat diese freilich zunächst durch zahllose Blätter, Blättchen und Traktäthen zu seinem Vortheil präparirt, er hat aber eben dadurch das Denken der Massen wacherufen, sie aus dem Todeschlafe erweckt und der Aufklärung, die seine Erbschaft antreten wird, die Wege geebnet. Die Geister sind einmal in Bewegung gekommen; auch der polnische Arbeiter ist ausgerüstet.

Hoffentlich gelingt es, auch diese Unglücklichen zum sozialistischen Evangelium zu bekehren, denn Befreiung können sie ja doch nicht von ihrer feudalen, nationalen Partei hoffen, sondern allein von der Sozialdemokratie, welche alle Ketten bricht.

### Was wollen die Nihilisten?

Von Stepaniaf, Deutsch von B. N. (Schluß.)

Ich will meine Betrachtungen über die Zerstörungstendenzen der Nihilisten nicht abschließen, ohne einige Worte über einen besonderen Punkt zu sagen, nämlich über das Verhältnis ihrer politischen Ansichten zur Religion. Einige gute Freunde der russische Regierung, welche den religiösen Instinkt der Engländer sehr wohl kennen, machen alle möglichen Anstrengungen, um unter diesen die Ansicht zu verbreiten, daß die Nihilisten jeden Glauben zu zerstören suchen, um an dessen Stelle etwas wie einen Kultus der Vernunft, zu setzen.

Die religiösen Verhältnisse in Rußland bieten einige Eigentümlichkeiten, welche der religiösen Politik der Nihilisten einen besonderen Charakter verleihen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Nihilisten Atheisten sind. Es ist aber durchaus falsch, wenn man behauptet, daß sie jede Religion vernichten wollen. Vor allen Dingen giebt es unter den den Gebildeten, welche bis dahin den Revolutionären das stärkste Kontingent gestellt haben, in dieser Hinsicht nichts mehr zu vernichten, weil unter diesen der Atheismus ebenso allgemein ist, wie der Katholizismus in Frankreich. Er ist die Staatsreligion unserer gebildeten Klassen, und aus diesem Grunde konnten diese auch zu jener glücklichen Indifferenz gelangen, welche, nach Thomas Bude, die beste Garantie der Toleranz in religiösen Dingen gewährt. In diesem Punkte weicht Rußland wesentlich von allen anderen europäischen Ländern ab, Italien und Frankreich nicht ausgeschlossen. Ich will nicht auf die Ursachen eingehen, die dieser Eigentümlichkeit zu Grunde liegen und welche durch die

Geschichte und den gegenwärtigen Charakter unserer Kirche bedingt sind. Ich konstatire nur ein unbestreitbares Faktum.

Ganz anders steht es um die unteren Klassen. Man sagt, der russische Bauer sei sehr religiös. Dieses gilt wohl für die Dissidenten, nicht aber für die offizielle Orthodoxie. Was thatsächlich vorwiegt, ist ein fast heidnischer Ritualismus, unter welchem sich religiöse Gleichgültigkeit verbirgt. Die Geistlichen, die jeder Unabhängigkeit beraubt sind und auf Schritt und Tritt überwacht werden, deren Predigten der Zensur unterworfen und die an vollständige Unterwürfigkeit der despotischen Gewalt gegenüber gewohnt sind, können ebenso wenig den religiösen Bedürfnissen der Bauern genügen, als sie fähig sind, der freidenkerischen Bewegung in den höheren Klassen Widerstand zu leisten. Unfähig, einen passenden Gebrauch von der intellektuellen Kultur, der Wissenschaft, Philosophie, ja selbst der Theologie zu machen, durch Erfahrung dazu gebracht, den religiösen Eifer als ein gefährliches Ding zu betrachten, als etwas, das den tödlichen Schlaf zu brechen droht, der das Ideal des bürokratischen Despotismus ist — kann eine derartige Geistlichkeit etwas anderes sein, als eine Beamtenlaste, dazu bestimmt, die religiösen Ceremonien zu erfüllen, ohne dabei ein Häkchen von Geist zu besitzen? Welchen moralischen Einfluß können diese Sprachrohre der Regierung, welche immer nur auf Befehl sprechen, ausüben? Schon seit langer Zeit haben die russischen Priester darauf verzichtet, die moralische Leitung des Volkes zu besitzen. Ihr einziger Zweck ist der, den Bauern möglichst viel Geld und Geheule abzupressen. Die orthodoxen Bauern haben vor ihrem anspruchsvollen und habgierigen Priestern auch gar keinen Respekt, sie verachten sie und ziehen sie oft ins Lächerliche. Dennoch glauben sie an Jesus Christus, an die Jungfrau Maria, an die zahlreichen Heiligen, welche unter einander einander die Sorge um das Weltall theilen, während der Priester allein im Besitze der Geheimnisse ist, um sich alle diese himmlischen Mächte durch gewisse Ceremonien günstig zu machen: den heiligen Blas, den Beschützer der Herden; den heiligen Elias, den Spender des Regens, und dem heiligen Georg, dem die Wolfe gehorchen. Der Priester ist unentbehrlich, wenn man gute Ernten, einen geeigneten Viehstand haben will und die Felder vor der Dürre verschont bleiben sollen. Man muß manchmal doch zu ihnen seine Zuflucht nehmen, wie ungern man auch die ungeheuren Tögen, welche sie einem auferlegen, bezahlen mag. Was die Christenpflichten anbelangt, so glaubt ein orthodoxer Bauer ihnen vollkommen genügt zu haben, wenn er seine Kinder taufen läßt, wenn er seine Tochter in der Kirche trauen und den Priester ein oder zweimal im Jahre die Messe lesen läßt. Er geht nur in die Kirche, wenn diese nicht sehr weit entfernt ist und die Zeit es ihm erlaubt. Was am besten seine religiöse Gleichgültigkeit beweist, ist folgendes: Trotz des Befehls der Kirche, mindestens einmal im Jahre das Abendmahl zu nehmen und trotz der polizeilichen Vorschriften über diesen Punkt ist er doch sehr nachlässig darin. Die offiziellen Berichte der Landpriester zeigen, daß in Kirchspielen von 3—4000 Seelen oft nicht mehr als 2—300 Gläubiger an diesem Akte theilnehmen, dem wichtigsten, durch den ein gläubiger Orthodoxer seinen Glauben bezeugen kann. Unter den Bauern, besonders unter denen, die weit und häufig reisen, findet man einige, welche während 10, 15, ja 20 Jahren kein Abendmahl genommen haben. Eine solche Religion ist nicht der Mühe werth, zerstört zu werden; wir haben auch niemals die absurde Idee gehegt, durch geheime Gesellschaften Propaganda für den Atheismus zu machen. Wir wollten nur verhindern, daß unsere Anhänger zur Weichte gingen, damit ihnen nicht kompromittirende Worte entschlüpfen. Denn in Rußland ist jeder Priester, welcher von seinen Weichtündern etwas erfährt, das den Anschein einer politischen Verschwörung hat, durch das Gesetz verpflichtet, das Weichtümelein, welches in jedem anderen Falle, selbst bei einem Watermorde, unverletzlich ist, zu verrathen. Man konnte diese durch die Nothwendigkeit gebotene Verzichtleistung leicht erlangen. Ich muß hinzufügen, daß die Initiative dieses Entschlusses sehr häufig von den Bauern und Arbeitern selbst nach ihrer Belehrung zu revolutionären Ideen ausging. Wir lassen uns mit unseren Arbeitern nie in theologischen Diskussionen ein, dadurch würden wir ihre Aufmerksamkeit von den politisch-sozialen Fragen, welche uns so sehr am Herzen liegen, auf die kirchlichen lenken, welche nicht das geringste Interesse für uns haben.“

Ich will hier noch einige Worte über die Sekten hinzufügen, die in Rußland sehr zahlreich vertreten und deren Anhängerzahl nicht genau bekannt sind. Kompetente Fachmänner schätzen sie auf nicht weniger als den vierten Theil der eigentlichen ländlichen Bevölkerung Rußlands. Sie verbreiten und vermehren sich aber täglich. Alle wirklich religiösen Elemente Rußlands sind hier mit einbegriffen. Wenn ein orthodoxer Bauer seine religiöse Gleichgültigkeit ablegt, tritt er irgend einer bereits bestehenden Sekte bei oder gründet eine neue. Bei diesen Sekten ist die Religion keine leere Beobachtung des Nützens. Sie ist hier eine lebendige, begeisterte, die politischen und sozialen Anschauungen der Sektirer befehlende Macht; sie ist die größte moralische Kraft, welche unsere Bauern in Bewegung setzt. Alle diese Religionssekten aber haben durch den vereinten Einfluß

\* Das könnten sich unsere Genossen merken, welche so eifrig für den Austritt aus der Landesliste agitiren.

religiöser Unbefriedigung, politischen und sozialen Drucks eine mehr oder minder stark hervortretende oppositionelle und regierungsfreudliche Richtung. Einige unter ihnen bestreben sich, zu der urwüchsigsten sozialen Gleichheit der ersten Christen zu gelangen, andere gehen sogar so weit, den Kaiser für den Antichristen zu erklären; sie weigern sich, seine Beamten anzuerkennen oder den von der Regierung erlassenen Befehlen Folge zu leisten, und flüchten in die Wüste, um keinen Fuß nehmen zu müssen.

Wir haben natürlich nicht das mindeste Interesse daran, diese Religion zu vernichten. Die russischen Sekten tragen in sich eine große schöpferische Macht, welche ohne Zweifel, wenn das Land erst frei sein wird, zur Befestigung seiner Unabhängigkeit wird verwertet werden können. Ihre zerstörende Macht aber, ich darf es kühn behaupten, ist gleich Null. Sie haben Beweise einer enormen Widerstandskraft und eines großen Aufopferungsgeistes gegeben; es giebt aber kein Mittel, sie zu einem aktiven revolutionären Proteste gegen ihre Unterdrückung zu bewegen.

### Vom Bierchwandel.

N. K. In der letzten Generalversammlung der Berliner Vordrauerer erklärte der Aktionär Theodor Müller: Es sei soweit gekommen, daß die Brauerei ihren Lieferanten verpflichtet sei.

In der Generalversammlung der Nürnberger Aktien-Brauerei vormals Henninger wurde die Thatsache festgestellt, daß zwei Aufsichtsrathmitglieder ausschließlich Gerste und Hopfen liefern, erstere zu 11,03 Mark, letztere zu 124 Mark. Die Prüfung erfolgte ohne Revisoren durch den Aufsichtsrath und erstreckte sich, wie Rechtsanwält Nieboldt in Leipzig bekannt macht, nur auf die Qualität.

Von der Brauereigesellschaft „Hofbräuhaus“ in Dresden wurde den interpellirenden Aktionären jede Auskunft über die in früheren Jahren statutenwidrig gezahlten Extravergütungen an einzelne Aufsichtsrathsdelegirte verweigert.

So berichteten in den letzten Tagen einige wenige bürgerliche Zeitungen. Die große Mehrzahl schwieg diese Thatsachen, welche die letzten Ausläufer und Konsequenzen eines ganzen Systems bilden, einfach todt, oder erwähnte sie nur mit einigen Worten, aus welchen nur der Eingeweihte klug wurde. Die kapitalistische Wirtschaftsweise, die alles korrumpirt und zu Grunde richtet, was sie in ihre Fänge bekommt, hat im Hopfenhandel und in der Bierbrauerei Blüthen gezeigt, die als klassische Beispiele dafür gelten können, wohin die Profitwuth, der Mehrwerthswahnsinn und eine staatlich unkontrollirte Geschäftsmacherei führen kann und führen muß.

Der beste und theuerste Hopfen auf dem Kontinente ist der Saazer, der selbst wieder nach der Qualität in die drei Marken: Stadigt, Bezirks- und Kreis-hopfen zerfällt. Im Jahre 1886 wurden im Saazer Gebiete 20 000 Meterzentner Hopfen gebaut, verkauft aber wurden an die Brauereilandschaft rund 60 000 Meterzentner. Wie ging das zu? Es wurde einfach statt Saazer minderwerthiger Auschaer, galizischer oder steirischer Hopfen verkauft; das ist für den Händler in den meisten Fällen ein Extrageinn von 100 Prozent. Dabei bleibt es aber nicht. Mehrere Jahre alter Hopfen wird zu 5—10 Mark per 50 Kilo gekauft. Dieser Hopfen wird gedroschen und mit der Schaufel geworfen, so daß alle ja werthen Bestandtheile entfernt werden. Die übrig gebliebenen Blätter werden geschwefelt und zu 15 bis 20 Prozent unter neuen Hopfen gemischt. Frisch gepflanzter Hopfen ist im ersten und zweiten Jahrgang minderwerthig und heißt Jungernhopfen. Diese Sorte ist sehr billig und wird ebenfalls bis zu 20 Prozent unter den neuen guten Hopfen gemischt. Dazu kommt dann noch Hopfen, welcher in der Regenzeit geerntet werden mußte und dessen Lupulingehalt auf dem Trocknenboden, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theile vernichtet wurde. Freilich ist dieser Mischausch von einem Fachmanne leicht zu erkennen; wir werden aber später sehen, weshalb er von den Brauereien doch abgenommen wird und zwar zu guten Preisen.

Eine andere Art, Geschäfte zu machen und die Kundschaft zu betrügen, besteht darin, daß der Händler Saazer Bezirkshopfen verkauft, und er liefert Auschaer Rothhopfen, für Spalter Stadthopfen liefert er Wolnzacher, für Wolnzacher Herobrueder. Der wirklich gelieferte Hopfen ist aber immer minderwerthiger.

Der Händler versteht es auch sehr gut, sehr billig einzukaufen. Der Hopfenbau wird in den meisten Hopfen-gegenden von den kleinen und mittleren Grundbesitzern betrieben. Diese Leute stecken in den meisten Fällen bis an die Ohren in Schulden. Jeder größere Hopfenhändler beginnt nun in einem Orte seine Thätigkeit damit, daß er den Hopfenbauern Vorschüsse auf die anzuheffende Ernte giebt. Dafür muß sich letzterer verpflichten, die ganze Ernte zum Tagespreise an den Vorschußgeber abzulassen. Jeder größere Händler hat es in seiner Macht, den Tagespreis zeitweilig zu seinem Gunsten festzusetzen. Er schickt einige seiner Einkäufer zu den Bauern und läßt Angebote machen. Natürlich sind diese niedriger als der eigentliche Tagespreis. Der Bauer geht auf den Handel nicht ein. Nach einiger Zeit erscheinen die Einkäufer wieder und bieten noch weniger. Jetzt wird der Bauer unruhig, die Steuern sind in der nächsten Zeit zu zahlen, er verkauft um jeden Preis und mit ihm alle seine Verwandten und Bekannten. Kaum ist das geschehen, so kauft der Händler einige wenige Ballen freiwillig um einen bedeu-

tend höheren Preis; dieser Preis wird öffentlich notirt und den Brauereien, also den schließlichen Käufern gegenüber, als Trumpf ausgespielt.

Jeder Ballen Hopfen erleidet durch längeres Stehen und Eintrocknen einen Gewichtsverlust von 3—4 Kilo. In sehr vielen Fällen beträgt aber das Manko 6 bis 10 Kilo; natürlich ist dieses nicht durch Eintrocknen entstanden, sondern durch absichtlich falsches Wiegen. In der am 22. November 1887 abgehaltenen Sitzung des Kongresses der Hopfenproduzenten und Bierbrauer in Moskau wurde die Thatsache angeführt, daß ausländische Kommissionäre russischen Hopfen vom Bauer kaufen, denselben in ausländische Säcke fassen, und dann zu zweibis dreimal höheren Preisen an russische Brauereien verkaufen.

Für eine norddeutsche Brauerei lieferten im Jahre 1882 zwei Geschäftshäuser große Menge Saazer Hopfen. Der Brauerei fiel es auf, daß die beiden Händler in einem Orte wohnten und ein und dieselbe Hausnummer hatten. Sie schrieb an das Gemeindevorstand, und da stellte es sich heraus, daß die eine Firma in jener Gegend auch nicht ein Pfund Hopfen gekauft hatte.

Aber warum kaufen denn die Brauereien den minderwerthigen Hopfen? Sie dürfen ja nur die Lupe nehmen, um die rothen alten Lupulinkugeln von den frischen, guten, gelben zu unterscheiden! Antwort: Weil sie müssen. Entweder sitzen, wie bei der Nürnberger Aktien-Brauerei, im Aufsichtsrathe einige Händler, welche das Geschäft sich zugewandt haben. Oder einige Händler haben der Brauerei direkte Geldvorschüsse gemacht und sie so in die Hand bekommen. Oder zum Dritten, der Direktor oder Braumeister steckt mit dem Händler unter einer Decke, nimmt am Gewinn desselben Theil und bezieht von jedem von der Brauerei gekauften Ballen Hopfen bestimmte Prozente. Es sind Fälle vorgekommen, daß ein Brauer bis 40 Mark von einem Ballen Provision bezog.

Diese Praktiken gehen vor sich in großen Aktienbrauereien, welche man um ein Billiges in die Hand bekommen will. Wenn schlechte Materialien verwandt werden, kann auch die Qualität des Bieres keine gute sein. Der Absatz sinkt, die Dividende, die sich einige Jahre auf ziemlicher Höhe gehalten hat, sinkt plötzlich auf Null, mit ihr der Kurs der Aktie. Jetzt ist die Zeit da, wo gekauft werden kann. Kurze Zeit, und aus dem Händler und Materiallieferanten ist der Besitzer der Brauerei geworden. Nach einigen Jahren kann dann das Objekt auf leichte und sehr rentable Weise wieder in eine Aktien-gesellschaft umgewandelt werden.

Auch eine Blüthe unserer Kultur und des herrschenden kapitalistischen Systems! Wir haben die ganze Schilderung hierhergesetzt, um unseren staatsverhaltenden Wieder-meier und Moralspredigern eine kleine Freude zu bereiten. Man muß die Herrschaften von Zeit zu Zeit in den Spiegel blicken lassen, damit sie nicht vergessen, wie sie aussehen.

### Für Emanzipation des Weibes.

Wir sind durchaus keine Anhänger dessen, was unser liebes Bürgerthum unter Weiberemanzipation versteht. Die wirkliche Emanzipation des Weibes ist unter den bestehenden Verhältnissen überhaupt unmöglich, und was gemacht werden kann, ist gewöhnlich nichts weiter, als daß sich die lieben Damen von der häuslichen Arbeit „emanzipiren“ um mehr Zeit zu haben, die respektiven Chemänner zu chikaniren; und das Höchste, wozu sich diese Emanzipation versteigt, ist, daß die Weiber den Männern in ihren Berufen Konkurrenz machen und mit Hilfe der dazu nöthigen Erziehung zu eben solchen Tröpfchen abgerichtet werden, wie die Männer es schon sind. — Die Proletarierin, welche sich in ganz anderer Lage befindet und schon beginnt, durch die Verhältnisse emanzipirt zu werden, kommt natürlich hierbei nicht in Betracht.

Indessen, da wir nun einmal die geschworenen Feinde von Ehe, Sittlichkeit, Familie und so weiter sind, so haben wir auch die Emanzipation des Weibes überhaupt auf unsere Fahne geschrieben. Der intelligenter Theil unserer Gegner glaubt uns hier zu widerlegen, indem er uns auf das Fiasco jener bürgerlichen Weiberemanzipation hinweist. Er glaubt uns zu widerlegen, indem er sagt: das Scheitern der bürgerlichen Weiberemanzipation beweist, daß das Weib aus einem ganz anderen Stoff gemacht ist, wie ihr denkt, daß sie ein ewiges Kind bleibt, dumm, niederträchtig, sinnlich, eitel, verlogen u. s. w. u. s. w. — und daß jede Befreiung nur dazu dient, diese schönen Eigenschaften noch mehr in ihnen zu entfalten.

Der einfache Einwand dagegen ist, daß das alles ja nur von den bürgerlichen Emanzipirten gilt, nicht von der Proletarierin, und daß man nicht die Bourgeoise als Weib, als Weib an sich hinstellen darf.

Allein auch innerhalb der bürgerlichen Emanzipation findet man schon oft genug Erwähnungen, welche bezeugen, daß es eben nur die umgebenden Verhältnisse und die Vererbung jahrtausendelanger Knechtschaft sind, welche jene ählichen Erscheinungen im weiblichen Charakter erzeugen; daß es ein „Weib an sich“ nicht giebt, daß alles die Folge seiner Ursachen ist, daß bei geänderten Ursachen auch die Folgen sich ändern und daß also die bürgerliche Emanzipation, so mangelhaft sie auch ist, doch schon den Erfolg gehabt hat, das Weib zu heben, ihm seinen Sklavensinn zu nehmen, aus dem alle seine schlechten Eigenschaften resultiren.

Wir drucken aus einen Aufsatz der Münchener „Neuesten Nachrichten“, als echtes deutsches Spießbürgerorgan jedenfalls der Emanzipation nicht freundschaftlich gegenüberstehend, folgende Ausführungen über die russischen Studentinnen ab, aus denen jedenfalls das hervorgeht, daß die gebildeteren Charaktere zum großen Theil schon einen ganz unweiblichen, idealistischen Typus aufweisen und dem Männercharakter sehr nahe kommen.

„Der hervorragendste und bedeutendste Typus unter den Studentinnen ist die „Arbeiterin“. Sie hat ein ausdrucksvolles, intelligentes Gesicht, leidet sich einfach, ist aber gewöhnlich keine Schönheit. Auf ihr Aeußeres achtet sie wenig und ist bestrebt, möglichst unmerklich zu bleiben. Sie hält sich abseits, spricht nur selten, ist aber stets beschäftigt und arbeitet „wie ein Mann“, d. h. mit Bestimmtheit, ohne sich mit Kleinigkeiten und Nebensachen aufzuhalten. Sie besucht nicht alle Vorlesungen, ist aber ausdauernd und ruht nicht eher, als bis sie ihre Aufgabe befriedigend gelöst hat. Die Examina fürchtet sie nicht. Sie bevorzugt Paris, weil sie hier die vorzüglichsten Professoren und die besten Unterrichtsmittel findet; auch liebt sie das großartige Leben und Treiben dieser Stadt. Die „Arbeiterin“ hat ein bestimmtes und klares Ziel vor Augen: erstens lernt sie um der Wissenschaft selbst willen, und zweitens denkt sie stets an das Dorf, d. h. an ihr elendes Dasein, dessen trauriges, schwerbelastetes Dasein sie durch ihre Kenntnisse und hauptsächlich durch ihre Liebe und Hingabe zu bessern hofft. Aber sie spricht nie darüber, sondern arbeitet schweigend. Obgleich sie zurückhaltend und bescheiden ist, wird sie doch sehr geschätzt und mit Ehrerbietung behandelt. Häufig stammt sie aus einer reichen Familie und erhält bedeutende Mittel, trotzdem aber lebt sie sehr einfach und unterstützt ihre ärmeren Kameradinnen. Sogar der freche französische Student begegnet ihr achtungsvoll und manche Professoren stellen sie ihren männlichen Hörern als nachahmenswerthes Beispiel hin. — Auch die „Büßlerin“ ist ein sympathisches und in der Regel sehr bescheidenes, sogar schüchternes Wesen. Sie fürchtet die Professoren und ist verlegen, wenn sie antworten soll. Ihr Name zeigt, wie sie arbeitet; ihre Thätigkeit ist planlos, sie liegt zu viel Gewicht auf die formelle Seite ihrer Beschäftigung und zu wenig auf das freie, häusliche Studium. In den Vorlesungen ist sie die erste; sie setzt sich auf die vorderste Bank und schreibt fleißig nach. Häufig gehört sie zum Stamme Juda und hat meistens eine trostlose Kindheit hinter sich. Jetzt lebt sie in der Hoffnung, in jene Finsterniß, aus der sie selbst hervorging, einen Lichtstrahl hineintragen zu können. Sie fühlt ein tiefes und inniges Mitleid mit der elenden Lage ihrer armen Stammesgenossen und ist fest überzeugt, daß nur Wissenschaft und Aufklärung ihnen Rettung bringen kann. Das Gegenstück von dieser ist die „geniale“ Studentin. Sie ist vortrefflich begabt und gehörte schon in der höheren Mädchenschule zu den Ersten. Von den Eltern und Verwandten gelobt und vernüht, hält sie sich selbst für genial. Nur selten wählt sie das Studium der Medizin; meistens widmet sie sich der Philosophie oder den Naturwissenschaften und scharmt entweder von einer Professur oder doch von hochwichtigen, bahnbrechenden Erfindungen, die sie zu machen hofft. Häufig ist sie enttäuscht und leidet dann an Weltschmerz. Ihr Zimmer ist mit den Büsten von Heine und Schopenhauer geschmückt und man findet bei ihr die Schriften der radikalsten Philosophen und Denker der Gegenwart. Ihr Stedenzferd aber ist die Frauenfrage, welche jedoch stets durch eigene, persönliche Interessen in den Hintergrund gedrängt wird. — Die „Kämpferin“ nimmt diese Frage viel ernster; ihr Hauptziel ist die Emanzipation des Weibes; Arbeiten und Studiren sind ihr nur Mittel, um dies Ziel zu erreichen. Sie ist Kosmopolitin und es ist ihr gleichgültig, ob sie nach Rußland zurückkehren wird oder nicht, denn sie findet überall Gelegenheit, für ihre Ideen zu kämpfen. — Die Eigenschaft, sich anzupassen, besitzt „die alte Nilistin“ fast gar nicht. Sie zählt zuweilen über 40 Jahre, hat viel erlebt, gekämpft, gelitten, ist aber stets aufrecht geblieben. Sie fängt an runzlich zu werden, ihre Haare zeigen Silberfäden, aber in ihren Augen glänzt noch jugendliches Feuer. Die Studenten spotten über diese einfach und schwarz gekleidete, alternde Person mit kurzgeschnittenem Haar, wenn sie gravitätisch den Hörsaal betritt. Das Flüstern und Lächeln kammert sie jedoch nicht. Sie lebt noch in den Ideen der 60er Jahre und will von Neuerungen nichts hören. Alles Neue ist ihr unsympathisch und die jungen Kolleginnen behandelt sie mit Verachtung. „Was sind das für Bierpuppen, wir waren Konnen dagegen!“ Wenn man ihr begreiflich machen will, daß es auch jetzt noch solche Konnen giebt, so zuckt sie die Achseln und schweigt ärgerlich. Und dennoch hat sie nicht ganz unrecht. Solche Bierpuppen, auch „Blümchen“ genannt, sind unter den russischen Studentinnen jetzt hauptsächlich in Bern und Paris nicht selten. Es sind hübsche oder doch nette Mädchen, die sich gefällig und kokett kleiden und mit Blumen schmücken. Sie haben ein heiteres Temperament, lieben lustige Gespräche und geben ihren männlichen Kollegen Spitznamen. Man kann nicht behaupten, daß sie sich übermäßig anstrengen; ihr Ziel ist die Unabhängigkeit — auch im Ehestande. Denn auf's Heirathen rechnen sie sicher. Eine Abart dieser Spezies giebt sich den Anschein, Nilistinnen zu sein; diese tragen kurzgeschchnittene Haare, Männerhüte und bescheidene Blousen; sie sprechen von

Unabhängigkeit und von Verachtung der öffentlichen Meinung. Im Grunde aber sind sie lebenswürdige, schwache Kinder, die sich kräftigeren Naturen leicht unterordnen; übrigens überzeugungstreue, kindlich rein, selbstlos und begeistert für alles Gute. Eine andere Art der „Blümchen“ fürchtet dagegen, daß man sie für Nihilistinnen halten könnte; diese spielen sich als Aristokratinnen auf, hängen ihrem Namen ein „von“ an, halten sich abgefordert und wollen zeigen, daß sie zur guten Gesellschaft gehören. Sie kleiden sich sorgfältig, fast zu elegant. — Eine andere Sorte Studentinnen könnte man „Klatschbasen“ nennen. Es sind dies meistens „reife Jungfrauen“, die eigentlich bloß aus Langeweile studieren. Sie beobachten Alles, wissen Alles, bellatschen Alles und streiten über Alles. Die Professoren werden von ihnen verehrt. Jüngling man mit ihnen ein ernsthaftes Gespräch an, so riskiert man zu erfahren, wie Professor X. geht, steht und spricht, was Y. für Augen hat, wie er scherzt und lächelt u. s. w. Glücklicherweise sind diese Klatschbasen nicht sehr häufig, sie können daher den guten Eindruck, welchen die russischen Studentinnen im Allgemeinen hervorbringen, nicht wesentlich alterieren.

Aus dieser offenbar sehr ruhigen und objektiven Schilderung geht jedenfalls hervor, welchen ungemein veredelnden Einfluß die Emanzipation schon in ihrer bürgerlichen Gestalt auf das Weib ausübt. Wie wird das erst sein, wenn die Sozialdemokratie ihnen erst die wirkliche Freiheit bringt!

Eine der schwersten und tiefsten Leiden, an denen die menschliche Gesellschaft krankt, ist der nicht zu überbrückende Gegensatz zwischen Mann und Weib, ein Gegensatz, der immer nur für ein Paar Minuten in der brutalen Sinnlichkeit aufgehoben wird. In der zukünftigen Gesellschaft wird er vollständig verschwinden; der Gegensatz zwischen Mann und Weib wird aufhören, sie werden beide Menschen werden.

### Etwas vom Zukunftsstaat.

Unsere Leser werden sich noch erinnern, mit welcher Enttäuschung der Verfasser von „Die Sozialdemokratie und die Gebildeten unserer Tage“ dagegen protestiert hatte, daß die geistige Arbeit im sozialistischen Staat durch produktive, also körperliche Arbeit ersetzt werden müsse. Das schien dem Verfasser so entsetzlich zu sein, daß er das Bestreben einfach als Unsinn bezeichnete.

Zunächst ist uns nun jezt ein Ausspruch eines bedeutenden Mediziners zu Gesicht gekommen, der den betreffenden Herrn vielleicht etwas nachdenken macht. Prof. Ruhlmann in München sagte: „Wenn ich meine ärztliche Erfahrung überdenke, so habe ich nur wenige Kranke in die Hände bekommen, welche durch Ueberanstrengung ihrer Knochen und Muskeln krank geworden waren; viele Hunderte jezt ernst Leidende hingegen beobachtete ich, welche durch anhaltende geistige Arbeit krank geworden waren, und es war oft recht schwer, wieder von völliger Genesung zu bringen. Es wurde mir der ganz bestimmte Eindruck, daß des Menschen Körperbau nicht für den Stubistich, sondern für körperliche Arbeiten geschaffen ist. Am gesundesten und besternten sah ich jene bleiben, welche Felder und Gärten bearbeiteten und sich den größten Theil des Tages in frischer Luft bewegten. Wie ganz anders findet man das körperliche Befinden bei Beamten, Gelehrten und Künstlern; oft haben diese einen heißen Kopf und kalte Hände, oft träge Verdauung, unthätigen Darm. Wenige giebt es unter ihnen, welche nicht über fortwährende Nervenerregung klagen. Wir wissen, daß jedes Organ, welches benutzt wird, blutreicher wird, daß sein Leben erweitert. Das Gleiche gilt beim Gehirn. Wird dieses blutreicher, so kann dies nur auf Kosten anderer Organe geschehen; deshalb werden Arme und Hände bläulich, wenn das Gehirn vom Blute freit. Je früher solche Mißverhältnisse im menschlichen Körper auftreten, je jünger das Individuum ist, desto verderblicher sind die Folgen solch mangelnden Gleichgewichts. Ich muß behaupten, daß die ganze Zukunft eines Menschen eine unbedingte werden kann, wenn sich die ungeduldeten Ueberreizungen schon im kindlichen Alter einbürgeren. Es ist durch und durch eine fehlerhafte Beobachtung, wenn man glaubt, daß ein neunjähriges Kind in 7-8 Stunden täglich mehr lernt, als in 4-5 Stunden. Kinder gehören nach 9 Uhr in das Bett und vor 5 Uhr lasse man sie ja nicht aufstehen, sonst ruht ihr Gehirn nicht genügend aus. Ich halte das gegenwärtige Prinzip, ein Kind den ganzen Tag zu beschäftigen, für ein recht gutes; allein ein großer Theil der Zeit ist der körperlichen Ausbildung gewidmet, wenn möglich in frischer Luft. Ich bin fest überzeugt, daß die Zukunft lehren wird, daß man täglich Stunden lang körperliche Uebung mit geistiger Arbeit wechseln muß, wenn ein Kind gesund bleiben soll. Ich bin ebenso überzeugt, daß das Lernen viel leichter geht, wenn der Körper mehr getätigt wird, wenn die geistige Spannung nicht so viele Stunden beträgt, wie jezt fast in allen Lehrganstalten. Mit Ausnahme einzelner hervorragender begabter Kinder tritt bei den meisten jezt oft schon Nachmittags, aber fast immer Abends eine stumpfe, müde Hirnfunktion ein, womit sie nur wenig mehr fassen, höchstens nach langer Wintermechanik einlernen, ohne den Sinn zu überdenken. Ich ziehe also aus meinen Erfahrungen den Schluß, daß die Zukunft den Körper der Kinder durch Spiele und Arbeiten im Freien zum Lernen vorbereiten und während des Lernens die Ausbildung des Körpers energisch befördern wird, damit die Belastung des Gehirns, welche bei Tausenden zur Ursache ihres unbehaglichen Empfindens wird, verhindert werden kann. Trotz dieser Hellsichtigkeit darf man aber keine geringeren Lernbegriffe bejähren. Dagegen wird das Lernen, das jezt vielen Kindern eine Winter ist, den meisten Kindern zu dieser jezt so sehr überhandnehmenden und unglücklich machenden Nervenerregung gelegt werden.“

Das ist doch wohl deutlich. Die körperliche Arbeit macht den Menschen nicht unthätig für die geistige, sondern im Gegentheil frischer und leistungsfähiger; und außerdem erhöht eine Abwechslung die Gesundheit und damit die Gluckseligkeit des Menschen. Daß die Proletarier sich die produktive Arbeit ganz anders einrichten werden, wenn sie einmal die Macht in Händen haben, ist wohl selbstverständlich. Die Industrie wird dezentralisiert die Fabriken auf's Land gelegt, wo große Räume, frische Luft, angenehme Umgebung vorhanden ist; die Arbeitsräume werden behaglich und freundlich ausgestattet; und da außerdem die alsdann notwendige Arbeitszeit viel kürzer ist, so wird die produktive Arbeit ihren Stachel verlieren und wird zuletzt ein Vergnügen und eine Erholung sein. Die geistige Arbeit aber, da sie alsdann nicht mehr des Brotwerbes wegen geschieht, wird nicht mehr verflaute und entwürdigte Menschen verlangen, sondern nur freie und ideale Naturen.

### Schon wieder Utopisten.

Die Vorbeeren Bellamy's lassen die übrigen Gesellschaftsretter nicht schlafen. Jeder Bourgeois hecht jezt eine Utopie aus, wie er die Menschheit glücklich machen will. So hat der Clevelander Advokat, General D. Leggett soeben ein Buch herausgegeben: „Traum eines bescheidenen Propheten“ — des Millenniums (tausendjährigen Reichs) auf dem Mars. Wir haben dieses Traumbuch noch nicht gelesen; nach dem „Balt. Deutsch. Korresp.“ ist der Inhalt etwa wie folgt:

„Auf dem Planeten Mars existirt das Millennium schon seit 3000 Jahren. Dort hat sich die Menschheit aus irdischer Unvollkommenheit zu glückseligen Zuständen emporgerungen. Dort giebt es keine Festungen, keine Armee und keine Kriegsschiffe. Die Tribunale stehen leer, denn es giebt keine Verbrecher mehr; der Advokatenstand ist nur dem Namen nach bekannt, die Gefängnisse sind längst dem Erdboden gleich gemacht, Arbeitgeber (!) und Arbeiter gehen in allen Bestrebungen Hand in Hand; alle Menschen sind vom Geiste der Harmonie beseelt, kennen nur einen Gott, eine Religion. Die Menschen, die Leggett auf dem Mars vorfand, waren gesund und kräftig, rechtschaffen und ehrlich, religiös und wissenschaftlich. Sie glauben an ein Leben nach dem Tode, an eine Auferstehung, aber nicht an einen strafenden Richter, nicht an Hölle und Fegefeuer. In den Tempeln wurde nur eine Lehre gelehrt, nämlich die, Gutes zu thun und im Allgemeinen ein Gott gefälliges Leben zu führen.“

Der Erfinder der Ueberzeitarbeit ist auf dem Mars längst entdeckt und todtgeschlagen worden, und für jede Provinz ist ein amtlicher Narrentöchter bestellt, der die dummen Kerle, die es sich zur Ehre rechnen, mehr leisten zu wollen, als ihre Mitbürger, oder die täglich länger, als die vorgeschriebene Normalzeit zu arbeiten, zu forschern oder auch nur zu denken wagen, ohne jeglichen Prozeß umbringt.“

Wir haben freilich den „Balt. Deutsch. Korresp.“ stark im Verdacht, daß er die Phantasien Leggett's durch seine eigenen hier und da arg verzerrt hat. Aber auch, wenn das nicht der Fall, hätten wir an der Bourgeois-Utopie des Clevelander Advokaten schon genug, wenn er „Arbeitgeber und Arbeiter“ auf dem Mars gefunden hat, also die privatkapitalistische Produktion nicht für die Ursachen der Leiden der heutigen Arbeiterwelt hält.

Vermuthlich wird nun nächstens eine Expedition nach dem Mars ausgerichtet, um das Traumbild des Herrn Advokaten zu realisiren, ähnlich wie die Kawach-Compagny und die Ewanstoner Eplommunisten.

Bei Gelegenheit der Bellamy'schen Eplommunisten wollen wir erwähnen, daß die amerikanischen Blätter bereits von einem energischen Protest berichten, den die Ewanstoner Schwestern und Dienstmädchen gegen den neuartigen Kommunismus eingelegt haben. — Während der Korrektur lesen wir, daß die Gesellschaft wegen schlechter Mißwirtschaft Pleite gemacht hat. Arme Idealisten!

Auch bei uns regen sich übrigens Gelüste nach kommunistischen Gründungen. Dr. Herzka, der eine Utopie „Freiland“ geschrieben hat, erklärt einen Aufruf. Wie die Zeitungen berichten, hat Herzka als Versuchsland Ostafrika ausersehen. Von den deutschen Arbeitern fällt ja wohl keiner hinein. Aber die Klagen werden doch nicht alle!

### Zur Krise.

Die bisherigen Artikel zur gegenwärtigen Krise, welche wir gebracht haben, beschäftigten sich hauptsächlich mit den Verhältnissen in Amerika, weil dort das Stadium leichter ist. Wir wollen jezt versuchen, einige Züge der Krise bei uns zu schildern, so weit das Material reicht, das uns aus den Kurszetteln und Börsennachrichten der bürgerlichen Blätter vorliegt.

Zunächst einige allgemeine Betrachtungen. Die Krisen waren stets Absajkrisen, welche aus dem Widerspruch resultirten, daß die Produktivität der Arbeit stets wächst, während der Lohn der Arbeiter, welche doch die Konsumenten der gelieferten Produkte sind, stets auf demselben niedrigen Niveau bleibt. Die Produktion vergrößert sich, die Konsumtion bleibt gleich; der Arbeiter leistet immer mehr, schafft immer mehr Genußmittel, aber da er nicht mehr Lohn bekommt, wie früher, so finden sich keine Käufer für diese überproduzirte Waare. Es kommt, daß alle Magazine voll liegen, alle Speicher gefüllt sind, alle Zwischenhändler Waare haben und daß sich Niemand findet, der diese Waaren kauft. Es ist Ueberproduktion vorhanden.

Die Ursache ist leicht einzusehen. Die Unternehmer kennen nicht die Bedürfnisse des Marktes. Sie produziren darauf los, lassen arbeiten und liefern, ohne zu wissen, was verlangt wird. Die Zwischenhändler, welche die Waaren auf Kredit bekommen, stapeln auf, die Detaillisten häufen gleichfalls große Lager auf, die sie gleichfalls auf Kredit beziehen. Aus der Fabrik sind die Waarenmassen verschwunden und der Fabrikant glaubt, daß sie längst in den Konsum übergegangen sind, daß sie schon längst abgetragen und benutzt werden, während sie in Wirklichkeit noch lagern. Endlich kommen die Zahlungstermine. Der Detaillist kann seine Schulden nicht zahlen, denn er hat nicht verkauft; die Zwischenhändler können nichts zahlen, denn sie bekommen nichts vom Detaillisten; und an dem Mangel an Geld bei seinen Debitoren merkt der Fabrikant endlich, daß die Krise da ist, daß man überproduziert hat.

Jezt stockt die Produktion, die Fabrikation wird eingestellt, die Arbeiter entlassen, und man muß sich so lange einschränken, bis endlich der vorhandene Ueberreichtum an Waaren aufgesaugt ist. Ein allgemeines Verlangen nach baarem Geld ist vorhanden. War vorher alles mit Kredit abgemacht — jezt, wo die Circulation stockt, verlangt jeder Metallgeld. Es entsteht die Geldkrise. Und erst wenn die Produktion wieder in Fluß kommt, tritt auch das Kreditssystem wieder in seine Rechte.

Die Ueberproduktion hat diesmal bei weitem nicht auf allen Gebieten stattgefunden. Durch die bereits stark fortgeschrittene Kapitalkonzentration ist den Unternehmern die Möglichkeit gegeben, die Produktion einigermaßen zu überschauen. Wenn einige große Aktien-gesellschaften und Großunternehmer produziren, so ist das jährliche Produktionsquantum der Branche doch ganz anders auszurechnen, als wenn eine unübersehbare Menge kleiner Unternehmer überall existiren, die planlos arbeiten und bei denen kein Mensch auch nur eine annähernde Zahlenanschätzung unternehmen kann. Die Existenz der Krisis beweist ja, wie weit es möglich ist, schon jezt die Produktion zu regeln und die unsinnige Ueberproduktion zu verhindern. Freilich ist die Folge, daß ein rechter Aufschwung überhaupt nicht mehr kommen will, und daß sich die Produktion schwach und leicht jahrelang dahinschleppet.

Die gegenwärtige Krise hängt eng zusammen mit dem Krach in Argentinien. Was über den möglichen Konsum hinaus produziert werden konnte, wandte sich zum großen Theil Argentinien zu. Die Kapitalien, die sich im heimischen Unternehmungen nicht anlegen ließen, weil man zu Hause in vielen Branchen wußte, daß man nicht mehr schaffen durfte, als man schaffte, und die doch so ungeduldig waren, Profitstücken zu bringen, sie wurden von schlauen Bankiers nach Argentinien geleitet. Von Argentinien wußte man nichts. Es lag in Südamerika, auf der Landkarte fand man da einen großen grünen Fleck, ein paar Städte, und weiter nichts. Die argentinische Regierung verbreitete die unglücklichsten Berichte, wie fruchtbar und schön das Land wäre, das reine Paradies. Es wartete nur auf die befruchtenden Kapitalien, um die riesigsten Profite zu bringen.

Das Kapital ist ängstlich. Aber in Europa war der Zinsfuß so niedrig — gar nicht der Mühe werth — und die argentinischen Unternehmungen versprachen so schöne Procente! Und das machte das Kapital leichtsinnig. Man glaubte alles, was geschwindelt wurde — Gott, was sollte man machen, man mußte es glauben, wenn man seine ehrlichen Procente haben wollte! Und so wandte sich die Ueberproduktion Argentinien zu. Es wurden Eisenbahnen gebaut, auf denen kein einziger Passagier fuhr und die nicht ein Waarenkolli beförderten und so fort. Die Geldgeber in Europa wußten von nichts, die glaubten fest, daß ihre Eisenbahnen befahren würden; nur die argentinische Regierung und die betreffenden Bankiers, namentlich Baring & Co. kannten die Lage; aber die hüteten sich natürlich, etwas zu sagen.

So ging denn die Sache auch ganz gut. Allein endlich kam doch die Zeit heran, wo unter normalen Verhältnissen der Rücklauf des Geldes hätte beginnen müssen. Wenn die Produkte konsumirt wären, also wenn etwa die Eisenbahnen Güter und Passagiere befördern hätten, so hätten Zinsen und Theile des Kapitals nach Europa zurückfließen müssen. Aber es kam nichts. Und als man schließlich den Grund suchte, fand es sich, daß nichts kommen konnte, weil diese ganze fieberhafte Produktion für den argentinischen Konsum lediglich Ueberproduktion gewesen war, weil diese Waaren nicht konsumirt wurden.

Jezt fand der geschilderte Umschlag aus dem Kredit-system in das Geldsystem statt. Alle Welt verlangte baar Geld.

Baring & Co., welche den argentinischen Schwindel hauptsächlich gemacht hatten, wurden überrascht. Die Sache kam zu früh für sie. All ihr Baargeld hatten sie in argentinischen Papieren stecken. Hätte man ihnen Zeit gelassen, bis sie ihre Papiere den Kapitalisten noch angeschmiert hätten, so hätten sie vieles Geld in der Hand gehabt. Aber da die Sache zu plötzlich kam, so fielen sie mit hinein.

Baar Geld wurde die Lösung. Die Geldkrise etablierte sich. Und da der Kredit alle Unternehmungen mit einander verschlingt, da hier eins vom andern abhängig ist, so wurden auch kapitalistische Gebiete in die Geldkrise hineingezogen, wo gar keine Ueberproduktion bestand und keine Absajkrisis.

So erklärt es sich, daß Aktien von Unternehmungen gefallen sind, welche dieses Jahr dieselbe Dividende, ja eine höhere, wie im Vorjahr aufweisen. Wenn die Unternehmen dieselbe Dividende geben, so beweist das, daß sie dieselbe Einnahme haben, also nicht unverkaufte Ueberprodukte, sondern konsumirte Produkte geliefert haben. Wenn trotzdem die Aktien fallen, so rührt das davon, daß die Aktienbesitzer um jeden Preis baares Geld haben müssen; wenn aber gleich so Viele auf einmal ihre Aktien auf den Markt werfen, so sinkt der Kurs.

In vielen Fällen, wie in den in der vorigen Nummer geschilderten der nordamerikanischen Eisenbahntien, mögen noch anderweitige Kurstreiber mitgewirkt haben; in vielen Fällen, und uns scheint namentlich in Deutschland, ist lediglich die Geldkrise die Hauptsache.

Wir werden in der nächsten Nummer nach den Kurszetteln und Börsenartikeln, die uns vorliegen, diese Krisis in Deutschland schildern.

## Ein Lied vom Salz.

Noch immer starben die Luculle nicht,  
Noch immer wiegt auf Kissen sich der Praeser,  
Das Brod heißt „Kaiser“, das der Reiche bricht,  
Im Blut der Rebe perlt für ihn das Wasser,  
Ihm dient das Noß, ihm steigen die Karrossen,  
Und sein Dasein durchglüht des Goldes Licht  
Und hat ihm Sonnen sonder Ziel erschlossen —  
Noch immer starben die Luculle nicht!

Vom Berg zum Thale führt ein steiler Pfad,  
Doch steiler nicht wie vom Palast zur Hütte,  
Wo Elend schuf das Proletariat,  
Wo Krankheit haust, wo Freude hemmt die Schritte.  
Dich schrecken die Gestalten bleich und bager —  
Nach Arbeit schreit der Mann, das Kind nach Brod —  
Zum Heiland schreit das Weib vom Krankenlager —  
Der Heiland in den Hütten ist der Tod!

Der Reiser Bluth verräth die Mittagshund',  
Es brodeln matt die farge Gottesgäbe;  
Hürwahr, zu wenig für des Reichen Hund  
Und doch so vieler Lippen milde Labe!  
Die Luft der Sinne läßt die Noth zerreiben,  
Dem Armen ist der Hunger Fleisch und Bein;  
Und von des Reichen Wahl ist ihm geblieben  
Der Erde Thron nur, das Salz allein!

Wie tief das Elend auch den Menschen stürzt,  
Er athmet auf bei seinem trocknen Wissen,  
So lang noch Salz das Brod der Armen wärzt,  
— Erdarm' es Gott, auch das wird ihm enteissen!  
Der Staat — des Salzes Hüter und Gebieter —  
Wirft auf das Salz der Steuer Doppellast!  
Des Reichen Schüssel wohl drückt sie nicht nieder —  
Des Armen Körnlein — ach, erdrückt sie jaht!

O, wollt ihr Blüten, wollt ihr Früchte schau'n,  
So grät zum Weinstock, beugt die stolze Palme  
Und saugt den Duft der Blume auf den Au'n —  
Verlangt nicht Früchte vom verdorrten Halme!  
Mit Steuern treibt des Luxus eile, Gabe:  
Pivree, Karosse, Gold und Edelstein;  
Belahet nicht des Elends letzte Gabe:  
Das Salz des Armen muß euch heilig sein!

Was segnend quillt aus un'rer Heimath Born,  
Das will uns Gott als unser Erbe zeigen!  
Des Landes Noß, des Landes Salz und Korn,  
O, gebt's dem Volke unverfälscht zu eigen!  
So lange wärdet des Elends dumpfes Schweigen,  
So tö'n' ein Schrei empore zum Haupt des Staats;  
O, mög' es donnernd bis zum Throne steigen,  
Das Lied vom Salz des Proletariats!

(Aus der „Gartenlaube“ Jahrg. 1865, Nr. 5.)

(Nachdruck verboten.)

## Zum ersten Mal.

Von Paul Ernst.

Er ging nach Berlin, um Theologie zu studiren.

Es war Mittags, als er beim Potsdamer Bahnhof sich in die langen, breiten Straßen mit den hohen Häusern, den Geschäftsläden, und dem Menschengewühl begab. Seine Nerven waren schon durch die Fahrt übermäßig gereizt, und so empfand er dieses Getöse und Getümmel noch viel stärker, als es sonst der Fall gewesen wäre. Nach seinem Straßenplan, den er sich noch zu Hause gekauft hatte, konnte er sich nicht orientiren. Er ging die Leipzigerstraße hinunter. Fast bei jedem Schritt wurde er angestoßen; wenn eine Droschke auf dem Fahrdamm näher an ihm vorbeirauschte, so schrof er zusammen; dann befahlte er seine Taschen, ob er nicht bestohlen sei; vor den großen Läden blieb er stehen, bis ihn die Pässe der Passanten zum Weitergehen trieben. Die Sonne brannte glühend auf den Asphalt, so daß er ganz weich wurde und einen unangenehmen Geruch von sich gab; der Staub wirbelte in der Luft herum, und setzte sich auf die schwarzen Kleider, auf die Hände, in's Gesicht und in den Mund, so daß die Mundhöhle trocken und spröde wurde. Die Luft war eine ganz andere, wie er sie gewohnt war, sie hatte einen ganz besonderen Geruch, den er neben dem Geruch des aufgeweichten Asphalts durchspürte; und dann drückte ihm der Noß auf den Schultern, der Nacken wurde ihm steif, der Rücken schmerzte ihm, und es legte sich ihm wie ein eiserner Reifen um den Kopf; auf dem Hinterkopf drückte es und auf die Augen. Zuletzt spürte er, daß er sich die Füße wund gelaufen hatte. Er verlor die Fähigkeit, die einzelnen Geräusche auseinander zu halten, es floß alles zu einem einheitlichen Ton zusammen, der ihm rhythmisch vor den Ohren summt, in dem Maß, wie das Herz das Blut in die Höhe trieb; er hatte das Interesse an den verschiedenen Bildern auf der Straße verloren, und wanderte, stumpfsinnig vor sich hinsehend, mechanisch weiter auf dem glühenden Trottoir.

In der nächsten Zeit suchte er eines Abends einen Bekannten von früher auf. Er stand am Rosenthaler Thor und sah nach dem Straßenschild, das er in der Dunkelheit nicht deutlich erkennen konnte. Während er buchstabierte, ging eine Dame an ihm vorbei und sagte: „Das ist die Linienstraße, Kleiner!“

Er wußte, daß dies eines von jenen Mädchen war, an die er schon so oft gedacht hatte, denen man nur drei Mark zu geben brauchte. Er wurde befangen und

das Herz schlug ihm stark. Zugleich efelte ihm vor dem Weibe; er sah sie an, und sie schien ihm sehr alt zu sein, mindestens dreißig Jahre. Aber es war ihm peinlich, daß sie ihn für einen ganz grünen Menschen halten sollte, und deshalb gab er sich Mühe, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen. Dabei fühlte er aber, wie ihm das Blut in das Gesicht schoß, und das Herz klopfte ihm auch heftiger. Sie sagte noch ein Wort, das er nicht verstand, und dann ging er eilig fort.

Wie konnte das Weib ihn anreden! Es ist eine Schande, daß dergleichen erlaubt ist; man müßte so ein Weib gleich dem Schutzmann übergeben, damit sie bestraft würde, so hart wie möglich.

Er wunderte sich auch darüber, daß sich überhaupt die Männer mit so einem Frauenzimmer abgeben; die war doch häßlich und alt. Das konnte er garnicht begreifen. Das Laster muß doch wenigstens schön sein, es muß so eine dämonische Schönheit haben; das ist ja gerade das Gefährlichste an ihm, diese dämonische Schönheit.

Schon am nächsten Abend wurde er wieder angeredet. Es war ein blutjunges Geschöpf von höchstens achtzehn Jahren, in einem grauen Regenmantel eingewickelt, ohne Hut; ihr Gesicht war bleich und mager, das Haar hatte sie sich über der Stirn gebrannt, und große, schwarze Augen hatte sie. Das Gesicht war nicht hübsch, ängstlich und zaghaft, und mit einem tränklichen Zug. Sie sagte zu ihm: „Na, na!“ und wollte eine schelmische Miene machen, aber das gelang ihr wohl nicht recht, sie machte ein trauriges Gesicht.

Dieses Mal hatte er ein ganz sonderbares Gefühl. Es war ihm, als wenn er sich vor dem Mädchen schämen müßte — nicht deswegen, nein, aber weil sie so arm und krank aussah. Er wendete sich verächtlich von ihr ab, aber er hatte das Gefühl, als wenn er etwas Unrechtes that, daß er so grob war gegen sie. Und dieses Gefühl hatte er eine ganze Zeit lang nachher; das war ihm unbehaglich.

Er hatte einige Kommilitonen kennen gelernt, darunter einen Mediziner, der ihn durch seine zynischen Redensarten oft beleidigte. Mit diesem Bekannten ging er einmal in ein Konzerthaus.

Am nächten Tisch sah ein Liebespärchen: ein junger Mann, vielleicht von fünfundsiebenzig Jahren, dem Anschein nach ein Angestellter in irgend einem Bureau, und ein Mädchen, das noch nicht die Zwanzig erreicht haben konnte; ein frisches, rosiges Gesichtchen mit blaugrauen Augen und schlichtem, blonden Haar. Die Beiden aßen, und scherzten mit einander, indem immer einer dem anderen einen Bissen vom Teller zu nehmen suchte; wenn es gelang, so lachten sie fröhlich. Dann suchten sie unter dem Tisch ihre Hände zu fassen und zu entziehen; einmal rücte das Mädchen weg und sagt: „Och, Du bist schlecht!“ Dann machten sie sich auf die komischen und lächerlichen Gesichter im Saale aufmerksam, oder sie ließ ihr zierliches Füßchen auf seinem Stiefel herumtanzen. Ein kleiner Pops hatte sich von ihrem glatten, nach hinten gelämmten Haar losgelöst und fiel ihr immer wieder zurück in das strahlende rosige Gesicht mit dem kleinen, runden Näschen. Der junge Mann sah sich zuweilen stolz um mit seinen kleinen, gutmüthigen Augen, indem er sich seinen großen, langen, blonden Schnurbart strich.

Der Mediziner erklärte: „Das ist ein Verhältnis; er bezahlt ein warmes Abendbrod, und sie läßt sich von ihm.“

Als er nach Hause ging, auf der Friedrichstraße war es, da erlebte er noch etwas Sonderbares. Schon von Weitem hörte er ganz eigenthümliche Töne, zwei Töne, die in irgend einem musikalischen Verhältnis zu einander stehen mußten, und die immer in gleichmäßigen, kurzen Pausen hinter einander erschollen. Er ging schnell vorwärts, und sah, wie zwei Männer eine Dame unter den Armen ergriffen hatten und sie auf dem Trottoir entlang zogen. Die Männer hatten rothe, gemeine Gesichter; sie schrien: „Steh auf, Du Luder!“ Aber das Mädchen rührte sich nicht. Sie hatte die Augen geschlossen, sie ließ sich einfach schleppen, und stieß nur jene sonderbaren Schreie aus. Ihr Seidenkleid schleifte auf dem schmutzigen Trottoir, aber sie achtete nicht darauf; sie schien ganz willenlos, sie schrie nur.

Ein paar junge Männer, Kaufleute oder Studenten, standen daneben. „Das ist ein Hauptpaß“, sagte ein Mann mit einem fahlen, abgelebten Gesicht.

Vielleicht hatte dieser Mensch das Mädchen noch vorige Nacht gehabt, fiel ihm ein, als er sich ihn ansah. Eine leere Droschke fuhr vorüber. Die beiden Männer warfen das Mädchen hinein, setzten sich dazu, und die Droschke fuhr ab.

Er war empört darüber, daß man einen Menschen so behandeln konnte, wie die zwei Geheimpolizisten eben es thaten; zugleich fühlte er ein heftiges Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen. Freilich, das war die Strafe für ihr Laster; aber es that ihm doch weh. Und dann hatte er noch etwas empfunden, dessen schämte er sich; er war neugierig gewesen; einem so großen Unglück gegenüber hatte er das Gefühl der Neugier haben können! Er

hatte sich vorgedrängt, um alles sehen zu können, das seidene Kleid, das im Schmutz schleifte, den Schirm, der auf die Erde gefallen war, und die geschlossenen Augen. Ja, er hatte sogar den abgelebten Menschen gefragt, der sich so gefreut hatte.

„Die kommt in's Arbeitshaus“, antwortete er „und wenn sie sich da nicht hält, dann giebt's was mit der Peitsche. So eine alte Sau.“

Einmal war er im Schauspielhaus; er stand oben auf der Gallerie, in der äußersten Ecke, ganz allein, weil er wohl zu schüchtern war, um sich zwischen die Uebrigen zu mengen, die sich nach der anderen Ecke drängten, von wo man die Bühne sehen konnte. Er hatte seinen Mantel mit hineingenommen und vor sich auf die abgegriffene Brüstung gelegt, und legte sich mit dem linken Arm auf. Es wurde Schillers Wallenstein gespielt, aber er sah nicht hin; vielleicht hörte er nicht einmal etwas. Unter den Anderen stand ein junges Mädchen; er konnte nur einen Theil des Gesichtes sehen, sie hielt ein kleines schwarzes Opernglas vor die Augen. Es war dämpfig heiß hier oben, und die Luft beklemmte ihm den Athem. Er fühlte sich müde, und hatte Kopfschmerzen. Er hätte gähnen mögen. Die Gedanken gingen ihm durcheinander. Wie sie es nur aushielt! Ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten vor Aufregung und Vergnügen. Sie war offenbar allein hier, gewiß eine Näherin, die sich die Mark zusammengespart hatte, um einmal Schiller zu sehen. Sie hatte ein wunderbar fein geschnittenes Gesicht mit einer winzigen, geraden Nase, und mit großen, dunklen, schimmernden Augen. Das Haar trug sie ganz glatt. Sie war wohl aus besserer Familie, vielleicht hatte sie noch eine alte, kranke Mutter, die sie ernähren mußte. Wenn sie nun jetzt nach Hause kam, so warf sie sich der Mutter um den Hals, und erzählte ihr, wie es so herrlich gewesen, und die Mutter lächelte vergnügt vor sich hin und ging und holte ihr noch zu essen, denn sie war hungrig geworden.

Und so fort. Im Zwischenakt verließen die Leute ihre Plätze und ergingen sich auf dem schmalen Korridor. Auch sie wendete sich um. Sie trat langsam heraus, die Anderen drängten sich um das Büffet, sie öffnete ein Täschchen, ein sauberes Ledertäschchen, das sie auf dem schwarzen Kleide hängen hatte, und holte verthohlen eine halbe Scheibe Brot hervor. Dann sah sie sich um, ob Jemand auf sie achte, und aß es eilig auf.

Die Glocke ertönte, und die Zuschauer gingen wieder hinein. Er träumte weiter. Er hatte doch noch nie das verspürt, was man Liebe nennt, aber er glaubte doch nicht, daß das Liebe war, was er jetzt empfand; nein, das war doch ganz anders, wie das sein muß? Aber freilich, das ist ja bei jedem Menschen verschieden. Ach, er hatte es sich ja schon so lange gewünscht, er möchte sich einmal verlieben! Was wollte er dann schaffen! Er fühlte, er mußte ein ganz anderer Mensch werden. Was er bis jetzt gedacht, das war doch nur alles aus Büchern gelesen, jetzt merkte er es; wenn er nach Hause kam, wollte er auch gleich das alles verbrennen. Nirgends war es eigenes Empfinden, es war Nichts werth; er mußte jetzt ein anderes Leben beginnen, er mußte leben! Nur im Leben ist Poesie, aus den Büchern schöpft man nur todte Phrasen. Und wenn er wirklich von Gott so hoch begnadet war — er wußte es ja nicht, aber vielleicht war er es doch — nun, dann würde er ja Etwas leisten!

Er sah sie an. Sie hatte das Opernglas abgesetzt und sah gerade zu ihm hinüber. Ach, diese großen, feuchten Augen! Schwarz, und schwarzes, schweres Haar.

Aber was sollte er machen! Er sah hilflos in die Höhe, denn es genirte ihn, sie so anzusehen, weil sie ihn ansah. Oben an der Decke war ein Medaillonbild; dann der Kronleuchter, und dahinter das obere Drittel der Bühne und der Zuschauerraum, schräg abgeschnitten. Ja, was wollte er machen? Es ging doch wohl nicht anders, er mußte ihr seine Begleitung anbieten und sich dann das Haus merken, wo sie wohnte. Dann konnte er ja morgen, wie zufällig, vorbeigehen und sie auf der Straße sprechen.

Die Vorstellung war beendet. Er hingte sich eilig den Paletot über, nicht einmal die Zeit nahm er sich, ihn anzuziehen; dann lief er hinaus. An der Treppe blieb er stehen; sie war ja so schmal, daß höchstens zwei Personen zugleich hinunter gehen konnten. Sie blieb lange. Es kamen nur noch einige Nachzügler aus dem Gang. Was sie nur hat? Es giebt doch nicht etwa noch eine zweite Treppe? Ach nein, da kommt sie ja; das Herz erbebt ihm. Er trat zurück und zog den Hut ab; sie ging mit gesenktem Haupt an ihm vorbei. Sie sah jetzt ganz schneeweiß aus in dem schwarzem Kleid. Langsam stieg er hinter ihr die Treppe hinab. Er wollte sie anreden, wenn sie aus der Thür traten; er wollte sagen: „Gnädiges Fräulein, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Begleitung anbiete?“ Jetzt traten sie in's Freie. Er ging schneller, ihr voraus; jetzt, unter der Laterne, blieb er stehen und sah nach dem Hut. Sie sah ihn an. Er konnte nichts sagen. Er ging einen halben Schritt hinter ihr. Zuerst waren noch viele Menschen da, aber als sie so ziemlich allein waren, bekam er mit einem Male Angst, sie würde sich umbrehen; er bog ab

und ging weg. Sie konnte nun ja denken, er habe sich geirrt, daß er ihr nachgegangen sei.

Er war so aufgeregt, daß er nicht nach Hause gehen mochte. Er ging mit weiten Schritten durch die Straßen, die Haare wirr, und den Filzhut schief aufgesetzt. Der Mantel hing ihm auf den Schultern. Das sah poetisch aus, und darüber freute er sich. Es gingen ihm allerhand Gedanken durch den Kopf. Stumm sagte er sich, daß er sehr verliebt sei in das Mädchen; aber dann meinte er wieder, das sei nur Einbildung; dann freute er sich über seine aufgeregte und poetische Stimmung und dachte, daß er jetzt so ähnlich aussehen müßte, wie Byron; dann überlegte er, daß er doch eigentlich garnicht besonders aufgeregter sei, daß er im Grunde ruhig war; und er hatte ja doch auch gar keine Ursache, aufgeregter zu sein.

So ging er eine ganze lange Zeit herum. Er kam beim Café National vorbei und ging hinein.

Eine erstickende, widerliche Luft, verfeht mit den Ausdünstungen der Menschen, mit scharfen Parfüms, Zigarettenrauch, übermäßig heiß, so daß sie ihm das Blut zum Kopf trieb. Auf den Divans die Wände entlang und an den Tischen in der Mitte saßen die Weiber, einige theilnahmslos, kalt, ruhig wartend, bis sich Jemand zu ihnen setzte, andere mit den Männern am nächsten Tisch soletztend, oder im Gespräch mit Männern, die bei ihnen saßen. Von den Kronleuchtern zuckte das scharfe, elektrische Licht nieder und ließ die Schminke auf den Gesichtern genau erkennen. Ein unsäglicher Ekel überkam ihn, als er dachte, die Luft, die er hier einathmete, komme vielleicht eben aus der Lunge eines dieser Weiber. Die Kellner klapperten mit den Präsentirtellern; die Gäste gingen und kamen, abgelebte Gesichter mit theilnahmslosen, ausdruckslosen Mienen.

Er setzte sich an einen leeren Tisch und verlangte vom Kellner ein Journal; er bekam das Journal Amüsant. Als er den Titel sah, wurde er verlegen, denn er hatte schon früher davon gehört. Aber er legte es nicht weg; er schämte sich, wenn man es sah, wie er es weglegte; und dann war er auch neugierig. Er besah sich die Bilder genau. Uebrigens hatte er ja auch Interesse für die Zeichnungen als Kunstwerke. Er wurde ziemlich erregt; einmal sah er sich scheu um, ob man es bemerkte, und dann ließ er die Finger über eine Zeichnung gleiten, als wenn er die Figur streicheln wollte. Aber das Herz schlug ihm dabei. Nein! er legte das Journal bei Seite.

Am Nebentisch saß ein ganz junger Mensch von vielleicht fünfzehn Jahren neben einem Frauenzimmer, die wohl um die Hälfte größer war, wie er. Es war possirlich, wie der Kleine that, und wie ernsthaft das Mädchen darauf einging; sie war schon alt; aber es war doch auch ekelhaft. Gegenüber auf dem rothen Divan saß ein alter, vergnügter Herr mit ganz weißem Haar zwischen zwei Weibern mit denen er schäkerte; er ließ Champagner kommen.

Er sah eine ganze lange Zeit und sah auf Alles hin. Es war schon sehr spät, als noch ein Mädchen hereinkam, langsam, mit wippendem Gang, und sich nach allen Seiten umsehend. Sie ging durch die Tische durch und setzte sich zu ihm; aber sie drehte ihm den Rücken zu und that, als bemerkte sie ihn garnicht. Er rückte bekommen seinen Stuhl etwas ab.

Das Mädchen hatte einen hohen, weißen Hut mit einer schwarzen Feder; er konnte die hintere Seite der Feder sehen. Das Haar war aus dem Nacken in die Höhe gekämmt. Das Kleid war eng und preßte die ganze Figur zusammen, denn man konnte sehen, wie die Nähte der feuerrothen Taille tiefer eindrückten, wie die anderen Stellen. Auch die Ärmel waren eng, und der Ellenbogen-Knochen stand spitz heraus.

Sie suchte offenbar die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; sie trällerte und schlug mit den Fäßen den Takt auf dem Boden. Aber einmal merkte er, wie sich plötzlich die Schulterblätter weit aus dem Nacken hoben, als wenn sie heimlich seufzte.

Plötzlich wendete sie sich um und sah ihn stolz an: „Wilst Du meine Melange bezahlen?“ Sie hatte schon ein altes Gesicht, eine spitze Nase, einen dünnen Mund und tiefliegende Augen; unter den Augen hatte sie einen schwarzen Strich. Wenn sie athmete, so entstand und verschwand eine tiefe, gradlinige Falte in der rothen Taille, dicht unter dem Hals.

„Ja gewiß“, stotterte er. Er bezahlte sofort dem Kellner; dann stand er auf und ergriff seinen Hut. Das Mädchen folgte ihm und sie gingen hinaus. Draußen legte sie ihren Arm in den seinen.

Er war ganz verwundert; es war ihm unbehaglich zu Muth. Er wollte mit diesem Geschöpf nicht zu Hause gehen, aber er schämte sich, ihr zu sagen, daß sie gehen sollte. Und er hatte auch wohl Lust, sie mit nach Hause zu nehmen, er würde es ja nie wieder thun! Er wußte dann doch wenigstens, wie das ist, wenn man mit einem Weibe zusammen ist.

Es stieg ihm leise zum Herzen.

„Schenkst Du mir auch was?“

„Ja, ja!“

Er hatte die Frage garnicht verstanden und sie fragte auch nicht weiter, er war wohl sicher.

Es war ein endloser Weg bis zu Hause. Der Morgen graute schon, aber die Straßen waren noch öde und leer. Ihre Schritte hallten in den öden Straßen. Sie gingen die Friedrichstraße hinauf. Ein Zigarettenladen war noch geöffnet. Wenn man rauchte, so konnte

man sich hier Zigaretten kaufen. Sie gingen über die Brücke. Das Wasser dampfte, wie eine auseinander gerissene Schicht Watte. Sie gingen noch weiter, bis sie nach Hause kamen.

## Zur kapitalistischen Entwicklung in Rußland.

Man wird von der kapitalistischen „Köln. Ztg.“ keine Kritik des Kapitalismus oder seiner Entwicklung erwarten. Man wird auch nicht voraussetzen, daß diese Leute, welche ja in ihrer Klasse befangen sind, die Objektivität besitzen, um Kapitalismus und Entwicklung des Kapitalismus zu verstehen. Das können nur wir leisten, weil wir nicht mehr in der Kategorie stehen, sondern schon darüber hinaus sind, weil wir den Kapitalismus schon als Geschichte auffassen können.

Aber trotzdem kann ein ruhiger und sorgfältiger Beobachter doch die einzelnen Merkmale aufzeichnen. Er kann beschreiben, wenn er auch nicht analysieren kann. Das leistet ein Korrespondent der „Köln. Ztg.“ in Bezug auf die Entwicklung der modernen Produktionsweise in Rußland, daß sich ja noch in dem Stadium befindet, das andere Länder schon längst hinter sich haben. Er schreibt u. A.:

Die Nachrichten, welche über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des russischen Reiches in die europäische Presse dringen, müssen dem unbefangenen Leser auf den ersten Anblick recht widersprüchswoll erscheinen. Auf der einen Seite liest man, daß die Staatsfinanzen blühen, daß die Staatseinnahmen stetig steigen und daß der Finanzminister die lächne Hoffnung hegt, seine Voranschläge mit Ueberschüssen zu schließen. Auf der andern Seite künden Telegramme und Berichte das große Elend des Bauernstandes, das an manchen Orten schon zu förmlichen Agrar-Revolutionen geführt haben soll, liest man vielerlei über den wirtschaftlichen Niedergang des Adels und Großgrundbesitzes und über eine empfindliche Stockung der Geschäfte im Allgemeinen. Beide scheinbar einander ausschließende Angaben sind, von den unvermeidlichen Uebertreibungen abgesehen, im Ganzen und Großen richtig; will man aber verstehen, wie sie sich miteinander vereinen, so muß man sich die Mühe geben, etwas tiefer in die Geheimnisse der sozialpolitischen Verhältnisse Rußlands zu dringen. Nehmen wir zuerst die Bauernschaft. Keinem Landwirth, der sich in Rußland nur einigermaßen umgesehen, ist es entgangen, daß die den Bauern gehörigen Ländereien, auch in den besten und fruchtbarsten Gegenden, zumeist schlecht bestellt sind. Ihre Dörfer bieten ein Bild der größten Armuth, ihre Häuser sind elende Lehmhütten mit Strohdächern, und was die Bewohner betrifft, so erscheinen sie wohl im Allgemeinen als ein kräftiger Menschenschlag, sind aber durchweg noch sehr urwüchsige, verwahrloste, wilde Gestalten. Man muß wahrhaft staunen, derartige elende Dörfer und derartige auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Menschen auf 30 und noch weniger Kilometer von der Eisenbahn in den fruchtbarsten Provinzen anzutreffen. Fragt man nach den Ursachen, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: die Bauern-Emanzipation, die folgen schwerste Regierungshandlung Kaiser Alexander's II., sei zu unvermittelt durchgeführt worden. Aus Leibeigenen seien im Handumdrehen Rechtssubjekte, noch dazu mit den weitestgehenden Befugnissen in der Gemeindeverwaltung, gemacht worden. Anstatt, wie es erwartet worden, einen kräftig blühenden Bauernstand zu begründen, habe die Emanzipation nur bewirkt, daß die vollständig sich selbst überlassenen, auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Bauern vor Allem die Begierde hatten, von dem ihnen gewordenen Selbstbestimmungsrechte den ausgiebigsten, leider nicht immer vernünftigen Gebrauch zu machen. Dabei verarmten sie größtentheils und wuchsen zu einem unzufriedenen, theilweise selbst undotmäßigen Element im Staate heran. In Wahrheit hat die Auffassung, daß die Bauern-Emanzipation, wahrscheinlich durch die unzuverlässige Art ihrer Durchführung, die materielle Lage der Landbevölkerung nicht gebessert hat, viel für sich. Sie stimmt wenigstens vollständig mit den Erfahrungen, die auf diesem Gebiete gemacht wurden. Ein urtheilsfähiger Beobachter, der bekannte englische Generalkonjul Mitchell, hat schon vor längerer Zeit die gleiche Wahrnehmung zum Ausdruck gebracht. Wenn der russische Bauer gegenwärtig eine kritische Uebergangszeit zu überwinden hat, so befindet sich der kleinere und größere Grundbesitz in womöglich noch ernsterer Lage. Die zahlreiche Klasse der kleineren und mittleren adeligen Grundbesitzer, welcher vor der Emanzipation bestand, ist so gut wie verdammt. Der Grund und Boden ist längst in den Besitz der „Kulaki“, Landwucherer, übergegangen, während sie selbst, die Ueberreste der früheren russischen Gentry, meist auf dem Dorfe ein Bauernleben führen. Aber selbst die großen Grundbesitzer haben Ursache, über ungünstige Verhältnisse zu klagen, und auch in dieser Klasse ist der Verkauf des Familiengutes an den Kaufmann oder Landwucherer eine nicht ungewöhnliche Erscheinung. Allerdings wäre es nicht berechtigt, die Verarmung des russischen Adels ausschließlich etwa der Bauern-Emanzipation und den landwirtschaftlichen Krisen auf die Rechnung zu setzen und den Antheil, den eigenes Verschulden an dieser Erscheinung hat, zu übersehen; aber Thatsache ist es nun einmal, daß der russische landbesitzende Adel seine frühere Rolle ausgepielt hat und ohne Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Zukunft

immer weiter in den Hintergrund rückt. Bauernschaft und Adel haben sonach seit den Tagen der Emanzipation nicht gewonnen. Letzterer ist an Macht und Reichthum zurückgegangen; die erstere, die Bauernschaft, hat es bisher wenigstens nicht verstanden, die hohe Günst, die ihr Kaiser Alexander II. durch die Befreiung gewährt hat, zu ihrem materiellen Vortheil zu verwerten. So ist denn, möchte man fragen, die große Emanzipation wirkungslos geblieben? Oder Insipiden sich gar an diese hochherzige Maßregel nur schädliche, den Staat und dessen einzelne Klasse beeinträchtigende Wirkungen? Mit

nichten! Wer vermöchte die ganz erstaunlichen Fortschritte zu übersehen, die Rußland seit den Tagen der Emanzipation gemacht! Nach dem Krimkriege konnte das Riesereich mit Mühe einen Budget von 250 Millionen Rubel aufbringen; jetzt belaufen sich die Staatseinnahmen auf 900 Millionen Rubel. Ein Eisenbahnetz von 30 000 km, die Begründung einer vom Auslande unabhängigen Industrie sind sprechende Beweise für die Fortschritte des Landes in wirtschaftlicher Hinsicht. Dieser Fortschritt geht aber Hand in Hand mit einer sozialen Umwälzung, die tiefe Furchen in alle Schichten der Bevölkerung reißt und allem Anscheine nach noch lange nicht abgeschlossen ist. Der Stand, der aus der sozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte und aus der hierdurch hervorgerufenen Verschiebung der Reichthümer einzig Nutzen gezogen hat, ist der Kaufmannsstand, der „Kupez“ in seinen mannigfachen Varianten, als Landwucherer im Dorfe, als Ladenbesitzer und kleiner Geschäftsmann in der Provinzstadt und als Industrieller und Großhändler in den großen Handelszentren des Reiches. Ueberall und unter den verschiedensten Verhältnissen dieselbe Individualität, mit geriebenem Geschäftssinn ausgestattet, zeigt diese Klasse große Lebenskraft und wenigstens in der ersten Generation ganz auffallende Genügsamkeit. Die Konzentration des beweglichen wie unbeweglichen Vermögens in den Händen dieser Klasse gestaltet sich von Jahr zu Jahr vollständiger. Einmal im Besitze des Vermögens, zeigen diese Kaufleute sofort das Bestreben, kulturfähig zu werden. Je ungebildeter die Eltern, desto mehr Sorge und Geld wird auf die Erziehung und Bildung der Kinder verwandt. Dann tritt sichtlich das Bemühen hervor, die Lebensweise nach Art der Adelligen einzurichten. Auch gehören jetzt Familienverbindungen zwischen diesen beiden Klassen nicht zu den Seltenheiten. Nach dieser Entwicklung der Dinge ist wohl vorherzusehen, daß dem Kaufmannsstande, dem kräftigsten Vertreter des russischen Bürgerthums, im Reiche noch eine große Rolle beschieden ist. Die Anhänger der liberalen Gesetzgebung der sechziger Jahre setzen auf diesen Stand ihre ganze Hoffnung. Nach ihrer Ansicht werde aus den sozialen Wirren, an denen Rußland gegenwärtig leidet, ein kräftiges, russisches Bürgerthum, welches Besitz und Wissen vereinigt, hervorgehen. In dieser Klasse werde der Staat eine kräftige Stütze finden, welche die Einbuße, die er durch den Niedergang des Adels erleidet, mehr als ersetzen wird. Kaiser Alexander III. und seine einflußreichsten Rathgeber sind in diesem Punkt, was nämlich das emporkommende Bürgerthum als staaten-erhaltendes Element betrifft, nicht der Ansicht, der im vorhergehenden Satze Ausdruck gegeben ward. Die maßgebende Politik hält sich immer noch in der vom Grafen Tolstoi vorgeschriebenen Richtung und zielt dahin, dem Adel seine früheren Vorrechte wenigstens theilweise zurückzuerstatten, um ihn solcher Art neues Leben einzusößen. Indessen versprechen diese Galvanisierungsversuche nur geringen Erfolg, wie sich dies an der neuen Einrichtung der Adelsvorstände an der Spitze des Semstwo's zeigt, die aller Orten großem Widerstand begegnet und durchaus nicht vollstänlich werden kann. Die lebenskräftige Entwicklung der Kaufmannschaft dagegen erhebt diese Klasse immer mehr zu einem wirtschaftlichen und politischen Faktor von hervorragender Wichtigkeit, erfüllt sie mit Selbstbewußtsein und weckt allmählich in ihren Kreisen Erwartungen, mit welchen die Regierung aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst noch ernster wird rechnen müssen, als dies früheren konstitutionellen Regungen gegenüber der Fall gewesen ist.

Sehen wir von den unrichtigen Deutungen und Erklärungen ab, so haben wir ein ganz klares Bild: der Ruin des Bauernstandes, welcher dem Industriellen das nöthige Kanonensfutter für die Entwicklung der Industrie liefert; die Umgestaltung der Aristokratie, welche ruiniert wird, wo sie nicht mit der alten Routine bricht, oder sich der bürgerlichen Zeit gemäß umgestaltet, indem sie durch Heirathen mit dem Bürgerthum ihre Grundstücke mit Kapital befruchtet, welches jetzt nöthig wird; und das Entstehen der Bourgeoisie durch Wucher und Handel auf der ersten, durch industrielle Unternehmungen auf der zweiten Stufe.

Es geht vorwärts in Rußland!

Freilich, Väterchen ist traurig; er hat eine feine Nase und riecht den Braten. Wenn das Bürgerthum erst stark und selbstbewußt geworden ist, so sprunget es die absoluten Ketten; mag es jetzt auch noch so konservativ, slavisch und fromm sein, die Söhne dieser Bourgeoisie sind schon anders.

Damit wird aber der Sozialdemokratie der Weg vorbereitet, und sie wird dann schon die weiteren Konsequenzen zu ziehen wissen.

## Ibsen's „Hedda Gabler.“\*)

Ibsen's neuestes Stück ist soeben erschienen. Da der Dichter bei den Arbeitern ein sehr lebhaftes Interesse erregt hat, so verdient seine „Hedda Gabler“ vielleicht eine eingehendere Besprechung.

Unsere Parteigenossen haben mit Ibsen viel Mißbrauch getrieben. Gerade seine nihilistischsten, skeptischsten Werke sind Veranlassung gewesen, ihn als einen quasi-Genossen jubelnd und mit offenen Armen aufzunehmen. Man sah bloß die Ironie, welche sich gegen die bestehende Gesellschafts-Ordnung richtete, und man übersah, daß der Dichter ebenso ironisch uns gegenüber steht. Ibsen ist und bleibt ein Bourgeoisdichter, und mag er noch so sehr alles Bestehende verneinen — er verneint es eben immer als Bourgeois.

Ein einziges positives Ideal hat Ibsen eine Zeit lang gehabt, und diesem Ideal hat er auch seine ersten Erfolge bei uns zu verdanken. Er war Vorkämpfer der bürgerlichen Frauen-Emanzipation. Und indem er mit den Augen dieser „Idealisten“ die beiden Geschlechter betrachtete, wie sie sich im Bürgerthum gegenüberstanden, kam er zu der Ueberzeugung, daß die Weiber noch eine Menge großer und idealer Charaktereigenschaften sich bewahrt haben, die den Männern abhanden gekommen sind. So schuf er eine Lona Hessel, eine Nora u. A.

Das was man so gewöhnlich Idealismus nennt, hat verschiedene Ursachen. Neben der Faulheit, ist eine der Hauptursachen die Unfähigkeit zum korrekten Beobachten. Ibsen hatte seine Frauen nicht beobachtet, er hatte sie konstruiert und die realistischen Züge, mit denen er seine Konstruktionen ausstattete, entnahm er der Wirklichkeit, nicht des idealen, sondern des hysterischen Frauenzimmers.

Natürlich fühlten sich die Weiber sehr geschmeichelt. Sie sahen Nora, welche im ersten Akt Bonbons fraß und im letzten Akt mit dem Pathos einer Jungfrau von Orleans Mann und Bonbonniere verließ. Das konnten sie auch, sie konnten auch Bonbons essen, und natürlich würden sie auch den letzten Akt aufführen, wenn es nötig wäre; sie waren solche ideale Wesen. Und nicht nur die Weiber waren begeistert, auch die ganzen sentimental, männlichen Idealisten waren hingekommen. Indessen machte sich schließlich doch eine Gegenströmung bemerkbar. Die Weiber hatten zu sehr überhand genommen und kamen sich schließlich wohl selbst etwas blamirt vor, und schließlich dachten die Männer denn auch, daß sie doch eigentlich gar nicht so schrecklich niederrichtig wären, im Vergleich zu den Frauen. Und da stiegen selbst dem Meister Ibsen Zweifel darüber auf, ob wohl die Sache so in Ordnung wäre.

Hedda Gabler ist ein Widerruf seiner früheren Werke. Hier verumtelt der Dichter nicht die Hysterie als Idealismus, hier zeigt er sie als wirkliche Hysterie; hier verhöhrt er selbst sein früheres Ideal, zertrümmert er selbst das letzte Götzenbild, das ihm aus dem bürgerlichen Pantheon übrig geblieben war. Nunmehr steht er vor dem völligen Nichts. Und wenn auch die Ehrlichkeit und Konsequenz des Mannes anzuerkennen ist, wenn auch die Rücksichtslosigkeit seines Denkens die höchste Achtung verdient, jedenfalls muß das jetzt selbst dem verhärtetsten Moralphilosophen unter unseren Genossen einleuchten, daß Ibsen der Sozialdemokratie und zu den Gefährlichen des Proletariats auch nicht die geringste Beziehung hat.

Als Dichter hat Ibsen durch seine Wandlung jedenfalls sehr gewonnen. Nachdem die Scheuklappen der idealistischen Illusion verschwunden sind, sieht er die Dinge viel klarer und nüchterner an als früher; und nachdem die Tendenzfiguren aus seinem Theater verschwunden sind, treten jetzt wirkliche Menschen auf die Bretter.

Der Inhalt von Hedda Gabler ist folgender:

Hedda Gabler ist die Tochter eines Generals, mehrere Jahre hindurch „Edwin“, und heirathet, „weil er doch nicht geradezu drollig ist“, den unbedeutendsten ihrer Anbeter, den Kulturhistoriker Tesman, welcher auf Grund eines schwer gelehrten Werkes über die Brabanter Spitzen-Industrie im Mittelalter eine Professur erhofft. Sein wissenschaftlicher Rivale ist Eilert Løvborg, ein verbummeltes Genie.

Die Neuvermählten sind eben von der Hochzeitsreise zurückgekommen, die der Mann dazu benutzt hat, um in alten Archiven alle möglichen Schwarten durchzustöbern. In der Heimath umjängt sie sofort die gemüthliche Tanten-Atmosphäre, in welcher der gute Tesman zu seiner gegenwärtigen Unbedeutendheit herangewachsen ist. Für Hedda vervollständigt das natürlich die Mißere. Der arme Tesman genügt ihr eben in keiner Weise, weder in moralischer noch in intellektueller, vermutlich auch nicht in physischer Beziehung.

Eilert Løvborg hat ein bedeutendes Werk geschrieben und zeigt sich plötzlich als sehr gefährlicher Konkurrent um die so nöthige Brodstelle. Der unglückliche Tesman ringt die Hände über seinen Leichtsin, zu heirathen, ohne erst eine feste Anstellung zu haben, und jammert, woher er das Geld nehmen soll. Seine Frau bleibt ganz kaltblütig, verlangt ein neues Kleid und ein Reitpferd, und da ihr Mann diese Wünsche natürlich nicht erfüllen kann, und auch nicht die nöthige Energie besitzt um ihr die einzig richtige Antwort zu geben, welche allerdings etwas unzüvillig wäre, so verachtet sie ihn noch mehr, und sie beginnt auch schon einzusehen, daß Tesman doch „drollig“ ist.

Tesman ladet Løvborg zu sich ein; Hedda erfährt, wie es gekommen ist, daß er sich aus der Verjüngung emporgearbeitet hat: er war Hauslehrer bei Elvsted's, und Frau Elvsted hat ihn „gerettet“.

Die nun folgende Entwicklung ist von der tiefsten Psychologie, eine ganz neue Art als die bisherige Nora-Methode des Dichters, vermuthlich dem Einfluß Strindbergs zu verdanken. Im Grunde liebt Hedda den leichtsinnigen Løvborg schon von früher her; und wie ihr die gutmüthige, nervös-schwächliche Elvsted das alles so erzählt, wird sie von jener hysterischen Wuth gegen Løvborg und sie erfährt, die sie, ohne daß sie es eigentlich weiß, dazu treibt, die Beiden unglücklich zu machen. Sie heßt Løvborg in die Kneipe, damit er wieder seinem Laster unterliegen soll — nicht „Laster“, ihr scheint die Sache „dämonisch schön“, sie denkt ihn sich, als einen hellenischen Bacchus „mit Weinlaub im Haar“ und so fort, wie diese Weiber sich so etwas vorstellen. Løvborg besäuft sich und geht zu „so einer Art Sängerin“; unterwegs verliert er das Manuskript seines Werkes, Tesman findet es, und da er solide nach Hause geht, giebt er es als treuer Ehemann natürlich seiner Herrin ab. Løvborg veranfaßt noch eine große Prügelei zwischen den Damen und Herren, welche bei der Sängerin anwesend sind, wird auf die Polizeiwache geschleppt und kommt dann zuletzt zu Hedda, wo er die Frau Elvsted noch trifft. Er weiß, daß er jetzt wieder verbummeln wird. Hedda heßt ihn noch auf, daß er sich tödten soll, aber „in Schönheit“ und schenkt ihm eine Pistole. Als er weg ist, verbrennt sie das Manuskript, das sie hat, weil Frau Elvsted ihm an der Arbeit geholfen hat.

Løvborg stirbt nun freilich nicht „in Schönheit“; er geht zu der Sängerin zurück, und während er wieder Skandal macht nach seinem verlorenen Manuskript, entladet sich die Pistole in der Tasche, und die Kugel geht ihm durch den Unterleib.

Ihrem Tesman läßt Hedda vor, daß sie das Manuskript ihm zu Liebe verbrannt habe, und Tesman ist darüber so gerührt, daß er fast gar keine Gewissensbisse hat. Erst später kommen sie wieder. Aber es stellt sich heraus, daß Frau Elvsted noch die Konzepte besitzt, und so setzt er sich denn mit ihr hin und stellt mit ihr das Werk wieder zusammen.

Hedda ist durch den Tod Løvborgs in die Gewalt des Gerichtsraaths Brack gerathen, der gern das thun möchte, was Løvborg verjäumt hat: dem guten Tesman Hörner aufsetzen. Er hat die Pistole erkannt und kann ihr mit dem Skandal drohen, wenn sie ihm nicht zu Willen ist. Sie geht kurz entschlossen in's Nebenzimmer und erschießt sich; und Brack endet das Drama passend: „Um Himmelswillen, so was thut man doch nicht!“

## Zur Gannerpolitik.

Wir haben in der vorigen Nr. wieder zwei Artikel über die Gannerpolitik unserer lieben Agrarier und tutti quanti gebracht, welche sich durch Einführung der Doppelwährung wieder einmal auf Kosten des Volkes bereichern wollen.

In America sind die Silbermänner bereits durchgedrungen. Die bedrückte Silberbill ist bereits in Kraft.

Bekanntlich erwärmen sich dort für das Silber, außer den überschuldeten Kleingrundbesitzern, namentlich die Silberminenbesitzer, welche ihr Silber dem Staat zu theuern Preisen verkaufen wollen.

Jetzt ist nun dem Herrn Harrison ein famoer Ausspruch eingeschüpft, der die Spitzbubenpolitik in ihr schönstes Licht stellt. Er „bedauert“ in seiner Botschaft das Sinken des Silberpreises.

Aber, wieso ist es seine Aufgabe als Geschäftsführer der Landesregierung, welche sich seit letzten Anlauf zur Aufgabe gelehrt hat, allmonatlich 4, Millionen Unzen Silber, jedesmal zum derzeitigen Marktpreis, anzukaufen. — wie kommt er dazu, Bedauern kundzugeben über Sinken des Silberpreises?? — Enfant terrible, das dürfte doch nicht eingestanden werden, daß Deine Partei, um den Silberbergwertbesitzern einen festen Hafen in die Käche zu jagen, diesen Silberankaufplan zum Geleiz erhoben hat! Bei all' dem Geschwätz über Gleichstellung des Silbers mit Gold in der Währung sollte der „Bubels Kern“ doch nur darin bestehen, daß durch Ausgabe eines Quantums von Schatzamtnoten in jedem Monate die Masse der zirkulirenden Austauschmittel fortwährend vermehrt werde. Darin allein sollte doch der den gläubigen Farmern und sonstigen Kleinbürgerlich gestimmten Stimmgebermassen vorgepiegelte Nutzen bestehen. Das allein war doch der angebliche Zweck, um denselben die feindlichen Goods-Bücker: Republikaner Arm in Arm mit Demokraten, dieses Silbergeleiz veräußern: Inflation des Umlaufmediums, Geldvermehrung beßus Herbstführung ein's fortgesetzten Steigens aller Waarenpreise, und zwar in erster Linie von landwirtschaftlichen Produkten.

Dieser Bauernfänger-Trick, welchen Herr Harrison durch seine Unerklichkeit sanktionirt, kann doch auch bei niedrigem Silberpreis noch schraubigvoll genug praktiziert werden! — Sieht der Preis dieses Metalls auf Doll. 1,10 per Unze, wie vor sechs Wochen, dann soll die Regierung in dem betreffenden Monat im Betrage von Doll. 4,950,000 Schatzamtnoten emittiren. Sinkt der Silberpreis auf 90 Cents, wie zu der Zeit, wo dem Herrn Harrison jener Strohhaufen sich entfang, nun, dann beträgt die der Regierung obliegende Notenausgabe für einen solchen Monat immer noch die Summe von Doll. 4,950,000. Eine so geringe Differenz kann der Wohl der Farmer und Inflationsschwärmer weder fett noch mager machen. Aber, freilich, 900,000 Dollars mehr oder weniger in einem einzelnen Monat, daß ist ein beträchtlicher Gegenstand für — nun ja, für die Millionäre der Silberminen. An diese viel-subventionirten Bürger allein konnte Herr Harrison bei seinem Bedauern denken, vorausgesetzt, daß er hierbei überhaupt mit Denken beschäftigt war, was wir allerdings nicht behaupten wollen.

— Ehrliche Leute, nicht wahr? Es lebe das Geschäft!

## Zur Lage des Lehrerstandes.

Bekanntlich soll nach des Kaisers Wunsch auch die Schule die Sozialdemokratie bekämpfen helfen. Das ist ein Kunststück, wenn man die Lage der Lehrer bedenkt, die sie zuletzt selbst zu Sozialdemokraten machen muß.

Nach dem neuen Jahrgange des Amtskalenders für Schulinspektoren und Lehrer im Regierungsbezirk Merseburg sind gegenwärtig im Regierungsbezirk Merseburg 85 Lehrerstellen unbesetzt. 148 Lehrer unterrichten 100 und mehr als 100 Kinder, davon 51 mehr als 120. Die höchsten auf eine Lehrkraft kommenden Schülerzahlen sind 152, 154, 160, 193, 197! In 27 Städten des Regierungsbezirks besteht eine Gehaltsstafa, viele kleine und selbst eine Reihe mittlerer Städte haben eine solche noch nicht. Das Anfangsgehalt bewegt sich zwischen 750 bis 1200 M., das Höchstgehalt, zwischen 1350 bis 2700 M. Das Höchstgehalt wird in 31 Dienstjahren erreicht. (!) Diese geplagten armen Volksschullehrer werden durch ihre eigene Noth dazu gezwungen, die Augen zu öffnen — und wenn sie vielleicht auch in Folge irgend eines Kommandos auf die Sozialdemokraten schimpfen, so werden sie in ihrem Innern doch zu der Partei gehören, die aus diesem allgemeinen Elend einzig und allein den Ausweg zeigt.

## Vom Reichstag.

Die Reichsmaschine, genannt Deutscher Reichstag, ist wieder in Gang gesetzt.

Auf der Tagesordnung der 42. Sitzung vom 13. Januar steht die Beratung des Antrages Auer und Gen. auf Aufhebung aller Lebensmittelzölle in Verbindung mit dem Antrage Richter auf Ermäßigung der Kornzölle und Befreiigung der Zuckerraffinerien- und Schnapsbrennererzeugnisse.

Reichstanzler v. Caprioli: Die Sorge für Erleichterung der Volksernährung liegt den Regierungen am Herzen (seit dem Wahlscheit nämlich), und wir dürfen zur Befreiigung hierfür Bezug nehmen auf diejenigen Maßregeln, die seit einigen Monaten zur Erleichterung der Fleischversorgung in Deutschland eingeführt worden sind.

Er giebt also selbst zu, daß die Fleischzölle eine Zöbberlei gewesen ist und daß die „Galgenszeitung“ lügt, wenn sie die theueren Fleischpreise den Zwischenhändlern in die Schuhe schiebt.

Der hintende Bote kommt natürlich nach: die „Erhaltung der Landwirtschaft“.

Abg. Schumacher (Soz.): Ein landwirtschaftlicher Nothstand ist gerade bei dem größeren Grundbesitz nicht vorhanden, zumal wenn man die Steigerung des Bodenwerthes in Betracht zieht. Die Noth herrscht vielmehr unter den Landwirthen, die nur 20 Morgen und weniger haben. In Gebieten mit schlechterem Boden giebt z. B. ein Areal von 20 Morgen nicht das genügende Getreide zur Ernährung einer Familie von 7 Personen. Hier muß schon Getreide zugekauft werden. Diese Leute also leiden gerade unter der Bertheuerung des Getreides durch die Lebensmittelmittel. Es ist auch nicht wahr, daß die Arbeiter im Verhältniß jetzt mehr verdienen. In Posen verdienen durchschnittlich pro Tag im Winter ein Mann 60 Pf., eine Frau 20—30 Pf., im Sommer ein Mann nur 1 M., die Frau nur 50 Pf. Jetzt ist die Noth besonders im Rheinland im Gebiet der Eifel unter den kleinen Leuten um so höher gestiegen, als die Kartoffelernte eine sehr schlechte gewesen ist. Daß der Zoll das Getreide verteuert, ergibt eine Vergleichung der Preise in Köln und Rotterdam, in welcher letzterer Stadt der Preis des Roggens im Betrage des Zolls geringer ist. Unser Schutzsystem hat die ameri anische Tarifbill hervorzuwachen lassen. Wenn wir jetzt nicht umkehren, dann wird die deutsche Industrie noch größere Schädigungen erleiden. Daß unsere Industrie mit den Schutzzöllen Schiffsbruch gelitten hat, beweist das stetige Herabgehen der deutschen Ausfuhr, welche jetzt geringer ist, als die Einfuhr, während jene noch 1886 größer war als die Einfuhr.

Abg. Richter (Dir.): Wir haben den Antrag nicht beschränkt bloß auf die Produktion des Ackerbaues, sondern wir wollen die Reform auch ausdehnen auf industrielle Erzeugnisse. Die Industriezölle schaden zum großen Theil der Industrie selbst und zwar gerade derjenigen Industrie, für welche alle diese Zölle berechnet sind. z. B. die kleine Eisenindustrie leidet ganz besonders unter den Eisenzöllen, Ringbildungen und höheren Preisen, zu welchen die Schutzzölle auf Eisen Veranlassung geben. Wir haben auch nicht die Forderung erhoben der Befreiigung der Nahrungsmittelzölle auf einmal. Es ist das nicht geschehen, weil wir etwa die Aufrechterhaltung der Zölle für gerechtfertigt hielten, weil wir eine solche Art des Vorgehens für diejenige halten, auf welcher der Weg unter den gegebenen Verhältnissen am meisten gangbar ist. (Als ob es überhaupt darauf ankommt, was Herr Richter und der Reichstag für gangbar hält! Die Regierung that, was sie will, und wenn sie jetzt einseht, daß sie, wie Bambergers sagte, dem Volk das Fell zu sehr über die Ohren gezogen hat und es ein bißchen zurücktrempelt, um es wieder etwas loyaler zu machen, so weiß sie auch ohne die Richterliche Weisheit, wie sie das macht.) Ueber Weinachten ist uns eine Novelle zum Beamteneinstellungsvorgelegt. Diese berührt zwar nicht die Privilegien der Brenner, aber wir sind dadurch formell in die Lage gekommen, unsern Antrag im Anschluß an die Regierungsvorlage weiter zu verfolgen. Wir würden es für unrecht erachten, wenn wir in Anbetracht der geringen Aenderungen der Regierung nur Rücken löten wollten und an dem großen Elephanten des Privilegiums der 40 Millionen stillschweigend vorbeigehen wollten. (Gehen Sie nur lieber mit auf die Rückenjacke, die Elefanten tragen Sie doch nicht!)

Abg. Buz (Konf.): Mit der Einführung der landwirtschaftlichen Schutzzölle haben wir keine einseitige Interessentpolitik getrieben, sondern nur das einzige wirksame Mittel angewandt, um die Landwirtschaft lebenskräftig zu erhalten. (Wort bewahrt! Interessentpolitik! Bloß die Landwirtschaft haben sie „lebenskräftig“ erhalten!) Wir haben dadurch allein auch die Landwirtschaft in die Lage versetzt, Abnehmerin der Industrieerzeugnisse zu bleiben. Nämlich Champagner, ungarische Bartwische und Waife für die Herren Söhne, und Kleider, Spitzen, Bahne, Haare, Gummibüsen, Gals für die Fräulein Töchter.

Abg. v. Scharf (Zentr.): Die Zölle sind nichts als ein Beitrag des Volkes zum Etat, und wir haben keinen Grund, diesen Beitrag zurückzuweisen. (Ja, wenn er angeboten würde! Aber was Sie „nicht zurückweisen“, das nehmen Sie ja, verehrtester Herr! Was würden Sie sagen, wenn ein Talschneidler Ihr Portemonnaie leerte und dann mit der biedersten Miene sagte: „Ich hatte keinen Grund, diesen Betrag zurückzuweisen!“)

Abg. Dr. Vahl (natl.) hat gefunden, daß für die landwirtschaftlichen Zölle auch in den Städten ein großes Interesse besteht, sogar auf Seiten der Arbeiter, welche aus einem Zurückgehen der Kaufkraft der Landwirtschaft ein Heruntergehen der Löhne befürchten. (O, ei, wo haben Sie denn das gefunden?)

Zum Schluß bemerkt er noch, „daß es etwas anderes ist, Zölle zu bewilligen und bestehende Zölle abzuschaffen.“

(Das werden wir schon bald zu merken kriegen!)

## 43. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Brömel (Dir.): Diejenigen, welche die Zölle befeitigen wollen, wollen dem bäuerlichen Besitzer nicht das Geringste von seinem ehrlich erworbenen Arbeitsverdienst nehmen, aber sie wollen verhindern, daß mittelst der Zollgesetzgebung von den Grundbesitzern den nicht besitzenden Arbeitern ihr sauer erworbener Arbeitsverdienst geschmälert wird. . . . Diejenigen, welche sich an So-

\*) Verlag von E. Fischer, Berlin. Preis 1,50 M.

fyer von 10 Hektar und darüber halten, bedenken gar nicht, daß von den 5 1/2 Millionen landwirtschaftlicher Betriebe aber 75 pCt. noch nicht einmal 5 Hektar besitzen, alle diese haben von den Getreideböden also keinen Vorteil. . . . Aus den Nachweisungen im Jahre 1886 über den Minderertrag pro Hektar geht hervor, daß es sich gar nicht um eine Noth im landwirtschaftlichen Gewerbe handelt, sondern um einen Minderertrag des Grund und Bodens an und für sich. Das geht auch daraus hervor, daß man bei der Pollerhöhung selbst zugegeben hat, daß man damit die Rente des Grundbesitzes steigern wolle. . . . Viel mehr geeignet zur Hebung der Landwirtschaft wird eine Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes sein, die wir sehr gern und aus Wärme unterstützen wollen.

Abg. Leuschner (Rp.): Nicht richtig ist es, daß der Preis des Roggens vom Zoll abhängt, er hängt wesentlich vom Ausfall der Ernte ab. Außerdem tragen werthvolle Börsenspekulationen zur Erhöhung des Preises bei. (Ein Dieb schimpft den andern: Dieb; wer hat nun Recht?). . . . Wenn die Freihändler und Sozialdemokraten höhere Löhne für die landwirtschaftlichen Arbeiter wollen, so müssen sie auch die Landwirtschaft in die Lage setzen, dieselben zu gewähren. (Was nicht möglich, die Herren Grundbesitzer brauchen ja weniger zu profitieren.) . . . Werden die agrarischen Böden aufgehoben, so müssen es auch die industriellen Böden. (Ganz zu meinen Juden, hau ich deinen Juden.)

Abg. v. Helldorff (Kons): Es führt zu Irrthümern, wenn man lediglich aus statistischen Zahlen die Preisgestaltung des Weins mit und ohne Bölle zu berechnen sucht; nicht statistische Angaben lassen die Sachlage richtig erkennen, sondern das richtige Denken. (Sehr richtig! Bravo!)

Der landwirtschaftliche Arbeiter hat ein großes Interesse an der bestehenden Zollgesetzgebung. Der Antheil des Arbeiters am Ertrags ist ein sehr großer überall, wo ein intensiver Betrieb ist, also gerade bei den kleineren wirtschaftlichen Betrieben. Für den ländlichen Arbeiter ist damit viel besser gefordert, als wenn er seinen Lohn nur in Geld erhält; denn dadurch würde die Unzufriedenheit auf dem Lande nur gefördert werden. (Die Zufriedenheit ist aber notwendig, damit die Leute hungern und doch unversättigt bleiben. Wie singt doch unser großer Dichter Wilhelm Busch:

„Entlohnung nennt man das Vergnügen  
An Dingen, welche wir nicht kriegen.“

Ja, und dieses Vergnügen muß den Arbeitern erhalten werden.) Wenn die Sozialdemokraten da von einem Trade-system sprechen, so zeigen sie, daß sie nicht eine Partei der sozialen Reformen, sondern eine Partei der sozialen Revolution sind. (Schredlich! Wir sind erkannt! O weh, wie wird es uns gehn!)

Abg. Frhr. v. Hornstein (Wld): Der Titel Bauer ist in Deutschland noch kein Schimpfwort, so lange es gute Regimenter gibt und so lange die Monarchie fest besteht. Bei den spanischen wohlhabenden Bauern werden die Sozialdemokraten auch keinen Erfolg haben, sondern nur bei den armen verfaulenden Bauern.

(Ach, nich doch!) Die jetzigen Fleisch und Brotpreise sind normal. (Da soll er nur einmal seine Frau tragen!)

Abg. Stolle (Soz): Bei Beginn der Schutzoll-Kera sagten die Agrarier, daß sie nicht eine Vertheuerung der notwendigen Lebensmittel, sondern nur einen Schutzoll wollten. Die Vertheuerungen, die uns damals gegeben wurden, sind nicht erfüllt worden. Wenn aber, wie behauptet wird, keine Erhöhung des Getreidepreises eingetreten ist, so brauchen Sie ja den Zoll erst recht nicht, da er dann dem Landwirth ja doch nichts nützt. Aber es kommt nicht auf eine Vergleichung der Inlandspreise in den einzelnen Jahren an, sondern auf eine Vergleichung der Preise im Inlande mit denen im Auslande. Und da finden wir, daß die Preise bei uns höher sind als jenseits der Grenze.

Auch die Vertheuerung, daß die Bölle höhere Löhne für den Arbeiter bringen werden, ist nicht erfüllt. In Sachsen ist eine Erhöhung der Löhne nicht eingetreten, wie der letzte Bericht der Handelskammer in Chemnitz beweist. Wenn Arbeiter im Erzegebirge Löhne von 6 bis 7 Mark wöchentlich verdienen, wie haben Sie da die Steuern zu behaupten, Ihre Wirtschaftspolitik habe den Arbeitern genützt? Als die 100 000 Bergarbeiter im vorigen Jahre die Einlösung des Wechsels auf Erhöhung der Löhne verlangten, welchen Sie früher ausgehört haben, da haben Sie anstatt der Einlösung die Filinte schicken und den Säbel hauen lassen.

Hat der Bauer aber wirklich von den Schutzollen Nutzen? Der Besitzer von einem Hektar Land hat keinen, weil er nur soviel produziert, als er zur Zeit der Ernte für sich verbraucht. Der Besitzer von vier bis fünf Hektar verkauft zwar sein Getreide im Herbst, dafür muß er aber im Frühjahr das theure Brot kaufen. Also 75 pCt. aller Landwirthe haben nicht den geringsten Nutzen von den Getreideböllen, sondern lediglich die Großgrundbesitzer. Die Industrie hat von den Schutzollen auch keinen Nutzen gehabt. Der Export ist in vielen Zweigen tatsächlich zurückgegangen. Die früher voll beschäftigten Arbeiter müssen in einigen Fabrikationszweigen jetzt zum Theil feiern und bekommen außerdem geringere Löhne.

Abg. Graf Kanitz (K.): Bei den Beratungen über diesen Antrag wird aus dem ganzen Schutzollsystem ein einziger Produktionszweig herausgenommen. Das ist doch nicht konsequent. Begründet wird der Antrag mit dem Hinweis auf die Erleichterung für die Landwirtschaft. Reines Erachtens ist es das erste Mal, daß die Herren eine solche Fürsorge für die Landwirtschaft zeigen. Worum machen Sie denn nicht zuerst das Eisen billiger, wenn Sie schon verbilligen wollen? Der Konsum des Eisens ist ein überaus großer, und der Zoll auf Eisen bedrückt den kleinen Mann mindestens ebenso wie der auf das Getreide. Machen Sie doch dem kleinen Manne Kleider und Stiefel billiger! Warum fangen Sie nicht hier mit dem Lederzoll an? Die Industriezölle sind viel drückender als die Lebensmittelzölle, und ihre Erzeugnisse sind für den Lebensunterhalt ebenso notwendig. Mit der Zulassung können Sie uns da nicht verrathen, denn Sie wissen sehr wohl, daß der Fortfall der Industriezölle den Ruin der vaterländischen Industrie

bedeuten würde! (Melodie: Wo alles stiehlt, kann's Karl allein nicht lassen.)

Auch wir haben ein warmes Herz für die Konsumenten (Aber für welche! Für die Konsumenten von Champagner, Cartwische etc.), aber wir glauben nicht, daß wir dieses Gefühl am besten betheiligen in einer Aufhebung der Getreidebölle.

### In eigener Sache.

In der Mittwochversammlung bei Joel, wo die Pressekommision für die „Volks-Tribüne“ gewählt wurde, wurde auch folgende Resolution angenommen:

„Die heute hier tagende Versammlung der sozialdemokratischen Parteigenossen Berlins beschließt, daß das hier erscheinende Zentralorgan der Partei verpflichtet ist, in seinem redaktionellen und Inzeratentheil Empfehlungen der „Berliner Volks-Tribüne“ und der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ unentgeltlich aufzunehmen.“

Der „Vorwärts“ bemerkt dazu: „Wir geben gern zu, daß die Resolution recht gut gemeint ist, doch hat man unersucht Erachtens dabei übersehen, daß keine Berliner Versammlung befugt ist, dem Zentralorgan der Partei irgend eine Verpflichtung aufzuerlegen. Wir sind der Gesamtpartei und ihren auf dem Parteitag in Halle eingesetzten Organen gegenüber verantwortlich und können an diesem Verhältnis eben so wenig wie eine Volksversammlung etwas ändern. Die „Berliner Volks-Tribüne“ und die „Berliner Arbeiterbibliothek“ stehen zu uns in keiner anderen Stellung als die übrigen lokalen Parteiblätter und Preßunternehmungen. Wir hoffen, daß man uns diese Klarstellung um so weniger verübeln wird, als ein Blick auf den täglichen Inhalt unseres Blattes beweist, in welchem Maße es gerade auf seine Berliner Leser berechnet ist und wie sehr es sich bemüht, allen Anforderungen, die an eine große Berliner Tageszeitung der Sozialdemokratie zu stellen sind, zu genügen.“

Diese Auffassung scheint uns doch nicht richtig zu sein. Der „Vorwärts“ ist ein Geschäftsunternehmen, wie jede andere Zeitung. Mindestens neun Zehntel von den Abonnenten des „Vorwärts“ sind Berliner Genossen; und da scheint es uns doch nicht so einfach abzumachen zu sein, wenn die Leute, welche das Blatt überhaupt finanziell halten, die Gratiaausnahme einer Notiz und eines Inzerats für ein ihnen gebührendes Unternehmen verlangen.

Zweitens aber kann man doch überhaupt schon an sich „Tribüne“ und „Arbeiterbibliothek“ nicht auf eine Stufe mit den „übrigen lokalen Parteiblättern und Preßunternehmungen“ stellen. Die „Berliner Arbeiterbibliothek“ ist eine Sammlung von Broschüren von allgemeinem Interesse und die „Berliner Volks-Tribüne“ ist eine Wochenzeitung von gleichfalls allgemeinem Interesse. Das ist doch etwas anderes, wie ein Lokalblatt, das eben nur für die beschränkten Interessentenkreise bestimmt ist. Es scheint uns nun aber den Pflichten des „Vorwärts“ als Zentralorgan durchaus nicht zu widersprechen, die Leser auf die vorhandenen Bildungsmittel aufmerksam zu machen.

### Verein der Sattler und Fachgenossen.

Am Sonnabend, den 17. Januar 1891, Abends 9 Uhr, bei Meyer, Alte Jakobstr. 83

### Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag.
  2. Diskussion.
  3. Verschiedenes.
- Um zahlreichen Besuch bittet Der Vorstand.

### Fachverein für Schlosser u. Maschinenarbeiter Berlins u. Umg.

Montag, den 19. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Feuerlein, Alte Jakobstr. 75

### General-Versammlung

Tagesordnung:

1. Abrechnung vom Weihnachts-Vergnügen und Bericht des Kassiers vom 4. Quartal.
2. Jahresbericht des Vorstandes.
3. Erwahlung des Vorstandes und der Arbeitsnachweis-Kommission.
4. Aufnahme neuer Mitglieder und Entziehung der Beiträge.
5. Anträge.
6. Verschiedenes und Fragekasten.

Bei der Wichtigkeit der Tages-Ordnung ist es Pflicht sämtlicher Mitglieder in der Versammlung zu erscheinen. Mitgliedsbuch legitimirt. Gäste willkommen. Der Vorstand.

### C. A. Sachse

Berlin SW., Teltower-Strasse 13.

### Zu Hochzeitsfeierlichkeiten

empfehle auferordentlich tüchtige Klavierpieler zu Tanz, Unterhaltung, Begleitung zum Gesang. Kleine Musik-Kapelle, renommirte Künstler-Exekutionen, Mimiker, Gesangs-Duettisten, Duettisten, Zauberkünstler zu den kostantesten Bedingungen.

### Arrangement von Festlichkeiten.

Kolterabende, Theater-Aufführungen. Neuartige Scherz-Kostüms mit Ueberraschungen. Humoristische Schattenkomödien, Kinderbälle, Gaunnerspiele, Lieder-Lieder, Hochzeitsepiloge, Cämen mit eigenartigen Musik-Aufführungen.

Jeder Auftrag wird kostenlos und prompt ausgeführt. Institut besteht seit X Jahren in Berlin.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

### Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Filialstelle des Metallarbeiter-Verein und der Gürtler-Vereine. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

### Otto Klein

Rottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 16.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

### Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

### Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 24 pt.

### Sozialdem. Wahlverein für den 2. Berl. Reichstagswahlkreis.

### General-Versammlung am Montag, 19. Januar, Abends 8 Uhr, in der Hochbrauerei, Tempelhoferberg.

Tagesordnung: 1. Statutenänderung. 2. Ergänzungswahl des Vorstandes. 3. Vortrag des Stadtverordneten Frhr. Rubel. 4. Diskussion. 5. Verschiedenes und Fragekasten. Um recht rege Theilnahme ersucht Der Vorstand.

### Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer

### des Lese- und Diskutirkubs „Freie Denker“ am Sonntag, den 18. Januar 1891, Abends 6 Uhr in Schwegelbergs Festsaal, Jahnstr. 81.

Tagesordnung: 1. Vortrag des Hrn. Dr. Lütgenau über: Vor und nach dem 1. Oktober. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. — Nach der Versammlung: Gesellschaftliches Beisammensein. Zur Deckung der Unkosten findet eine Teller Sammlung statt.

### Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie. Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.

Soeben erschien Heft 9:

### Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel für die Schulen des Volkes.

Von Hans Müller-Fürich.

32 Seiten. Preis 15 Pfennig.

Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.

Bestellungen richtet man an die bekannten Kolporteurs oder an die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. Hoher Rabatt.

### Agitations-Nummern der „Berl. Volks-Tribüne“ stehen unsern Freunden gratis zur Verfügung.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter. (E. H. S. Hamburg).

Verwaltungsstelle Berlin E. Sonnabend, den 24. Januar 1891

### Großer Wiener Maskenball im Lokale Wedding-Restaurant, Müllerstraße 178.

Anfang 9 Uhr Abends. Billets sind zu haben in unseren Filialen: Boyenstr. 40 bei Reimzer, Fennstr. 4a bei Krüger, Prinzen-Allee 22 bei Zumpfen, Grünhaldenstr. 66 im Keller, Gartenstr. 171 bei Klein, Ruhelaplag 18 bei Heising.

### Der Arbeits-Nachweis der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Ranninstr. 78, im Restaurant Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimmich, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

### Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

### Versammlung am Montag, 19. Januar, Abends 8 Uhr, in den Zentralfestsaal, Oranienstr. 130.

Tagesordnung: 1. Bericht und Urteil in unserer Klagesache, betreffend die Verlegung des Polizeipräsidenten vom 19. Mai 1890.

2. Diskussion.
3. Verschiedenes, Aufnahme neuer Mitglieder.

Gäste haben Zutritt. In Anbetracht des allgemeinen Interesses dieser Versammlung, laden zu recht zahlreichem Besuch ein Der Vorstand.

Empfehle allen Freunden und Parteigenossen mein

### Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal. August Günther,

Wilschauerstraße 87.

### Colporteurs gesucht.

Anträge an die Administration der „Glühlichter“, humoristisch-satirisches Arbeiterblatt. Wien, L. Am Bergel Nr. 1. Reich illustriert, kolorirt! Guter Absatz! Großer Rabatt!

### Albert Auerbach,

Berlin S., Rottbuser Damm 7. Schuh- und Stiefel-Lager für Herren, Damen und Kinder. Reelle Bedienung. — Feste Preise.

### W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.) Dresdener-Strasse 116. Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendessen. Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier. 2 Villards. — Saal zu Versammlungen. Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

### Kranzbinderei u. Blumenhandlg. von

### J. Meyer

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1, (in der Ecke bei der Rantaustraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter. Doppelbündelige Vorbeerkränze von 50 Pf. an. Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

### Der Arbeits-Nachweis der Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Ranninstr. 78, im Restaurant Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.